Porphyrius

vier Bücher von der Enthaltsamkeit.

Ein Sittengemälde
aus der römischen Kaiserzeit.

Aus dem Griechischen

mit Einleitung und Anmerkungen

von

Eduard Baltzer.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Verlag von Oscar Eigendorf.

1879.

Einleitung.

1. Porphyrius.

Wenn man Porphyrius benutzt, um über Pythagoras etwas zu lernen, so ist in der heutigen Welt das dogmatische Urtheil schnell fertig, daß „dem Christenfeinde" hierüber in Nichts zu glauben sei, — denn ihm wie seinem „gleichgesinnten Schüler Jamblichus", sei Pythagoras der Lehrer wahrer Philosophie, der Nestor der ächten Religion, der heidnische Heiland, den sie dem christlichen gegenüber stellten". [1]) Wenn aber umgekehrt dem Pythagoras etwas ab- oder zugesprochen werden soll, was den gelehrten Herren nicht in den Kram paßt, dann sind — z. B. der allezeit fertigen Pythia auf dem Leipziger Dreifuße [2]) — ein Paar Citate aus Porphyrius vollkommen genügend, um die Sache souverain festzustellen.

Ist das nun auch recht heiter, wenn ein gelehrtes Magazin das andere abthut, so interessirt doch diesfalls, daß sie keine Widersprüche scheuen, um mit Porphyr und Pythagoras fertig zu werden. Aehnlich ist nämlich die Sprache Aller, die von dem herkömmlichen Dogma der absoluten oder doch nahezu absoluten Originalität des Griechenthums, insbesondere seiner Religion und Philosophie, befangen sind. Die Macht dieses Vorurtheils ist so gewaltig, daß es sich dadurch gar nicht incommodirt fühlt, daß der Pythagorismus in der ganzen griechischen Culturgeschichte schon vor den Neuplatonikern klar zu Tage tritt. Das wird aber abgeschwächt, vertuscht, übertüncht, bis man fast nichts davon mehr sieht, und wehe, wer dann nicht in jedem Punkte auf Zeller schwört! Noch mehr. Daß die Wiedererweckung des vorgriechischen Orients, daß insbesondere die Aegyptologie den Sachkennern ein natürliches Mittel an die Hand gegeben, die später schreibenden Griechen in diesen Beziehungen materiell zu controliren, davon haben

[1]) Magazin für die Lit. des Auslandes. 1868. Nr. 42. instar omnium!

[2]) Literarisches Centralblatt. 1869. Nr. 1.

die Meisten keine Ahnung. Man weiß ja, daß es schwer ist, Vorurtheile, in denen man aufgewachsen, abzulegen, schwer ist, die Ergebnisse der Forschungen dieser Art sich anzueignen, geschweige denn, auf diesen Gebieten Selbstforscher zu sein. Wenn man eine Ahnung jener Art hätte, würde man solche absprechende Kritiken wenigstens damit beginnen müssen, die bezüglichen Ergebnisse der Aegyptologie ꝛc. zu widerlegen.

Sieht man vom Pythagoras aber ganz ab, dann ist derselbe Porphyrius ihnen Allen ein ausgezeichneter und glaubwürdiger Mann von großem kritischen Scharfsinn!!

„Ein weit freierer und hellerer Geist (als Amelius) ist der Tyrier Porphyrius. Die Gelehrsamkeit, der Scharfsinn, die sittlich reine Gesinnung dieses Mannes verdient alle Anerkennung“[1] .....„Er ist der Bearbeiter einer gegebenen Lehre (des Plotin), und er ist zu dieser Rolle durch sein ausgebreitetes Wissen, durch die Leichtigkeit seiner Darstellung, durch die Klarheit seines Denkens, vor Anderen geeignet.“ .....„Seine hervorragendste Eigenschaft ist jenes Streben nach Deutlichkeit der Begriffe und des Ausdrucks, welches ihn trotz aller Ueberschwenglichkeiten seiner Schule, denen er sich nicht verschlossen hat, doch immerhin als den nüchternsten unter den Neuplatonikern erscheinen läßt. Diese Richtung mußte seinem Geiste schon durch den vieljährigen Unterricht des Longinus, des ersten philologischen Kritikers jener Zeit, mitgetheilt werden; und **als scharfsichtigen Kritiker** werden wir Porphyr namentlich durch seine Streitschrift gegen die Christen kennen lernen; noch wichtiger war aber für ihn, gerade nach dieser Seite hin, das Studium der aristotelischen Schriften. Hatte auch schon Plotin dieses Studium für seine Schule begründet, so eröffnet doch erst Porphyr die Reihe der neuplatonischen Commentatoren des Aristoteles, und für den Charakter seiner Auslegung ist es bezeichnend, daß sie sich mit Vorliebe den logischen Büchern zugewandt hat.“ .... „Ueber Porphyr's seltene Gelehrsamkeit ist unter den späteren nur Eine Stimme, und seine entschiedensten Gegner kommen darin mit seinen größten Bewunderern überein.“[2]) Und dieser ausgezeichnete Kritiker, nicht im Banne eigener schöpferischer Ideen, nicht ein Schwärmer für Pythagoras, sondern der Schüler

---

[1]) Zeller, die Philosophie der Griechen, 3. Theil, 2. Bd. 572.
[2]) Zeller, a. a. O., S. 574 f.

Plotin's und des Aristoteles, dieser Mann, „fast unsere einzige Quelle"*), aus welcher wir das Leben und Wirken des großen Plotin mit historischer Verläßlichkeit schöpfen — sobald er von Pythagoras redet, da soll er stockblind gewesen sein, so daß seine Angaben keiner Widerlegung werth sind, auch dann nicht, wenn jene oben angeführten ägyptologischen Zeugen ihn bewahrheiten??

Für unseren vorliegenden Zweck werden wir hieraus eine Bestätigung entnehmen, daß Porphyrius immerhin den Ruf eines ausgezeichneten Mannes und Gelehrten mit Grund genießt. Er hat ihn aber zu aller Zeit genossen, selbst bei seinen leidenschaftlichst eingenommenen Gegnern. So zählt ihn Eusebius (praep. Ev. 3 u. 9) zu den ausgezeichnetsten Philosophen; Cyrillus (contra Julianum lib. I.) bezeugt den hohen Ruhm, dessen er sich erfreuet habe; Augustinus (de civ. D. 7, 25, 10, 10 ꝛc.) nennt ihn den größten Philosophen der Heiden und stellt ihn über Plato: und das sind doch die Männer, die ihn, den Christenfeind, förmlich hassen. Aber auch Boëthius, der Philosoph, preist seinen Scharfsinn („intellectus acumen"), dem er zu folgen sich meist genöthigt sieht. Holstenius führt diese Zeugen zu seinem Schutz an [1]), da er seine berüchtigte Christenfeindlichkeit gründlich verabscheuet („cujus blasphemias et ipse toto animo detestor"), aber dennoch in ihm den ausgezeichneten Denker hoch verehrt (ingenii vero praestantiam et philosophandi subtilitatem cum sanctissimis ecclesiae scriptoribus summopere me admirari fateor [2]). Aehnliche Urtheile über Porphyrius und seine „goldenen Bücher" finden sich mehr in den Prologomenen zu der Ausgabe der „Apoche" von Jakob van Rhoer, Utrecht 1767. Bei alledem giebt es bis heute keine correcte Gesammtausgabe seiner Schriften, welche den Gebrauch derselben erleichterte und verallgemeinerte; im Gegentheil, wie der neueste Herausgeber des obengenannten Werkes, Herr Nauck [3]), in der Vorrede bezeugt, sind Porphyr's zahlreiche und vielseitige Schriften (opp. uberrima et multiplicis doctrinae dotibus insignia), diese Denkmale eines geistvollen Mannes (Porphyriani ingenii monumenta), nur in so vernachläßigtem Zustande vorhanden, daß eine gute Gesammtausgabe ein

---

[1]) Zeller, a. a. O., S. 413.

[2]) Luc. Holstenii Hamburgensis dissertatio da vita et scriptis Porphyrii philosophi. In der von ihm veranstalteten Ausgabe Πορφυρίου φιλοσόφου Πυθαγόρου βίος. Romae 1630. S. 10 ff.

[3]) Porphyrii philosophi Platonici opuscula tria (vita Pythagorae, Apoche, ep. ad Marcellam) recognit Aug. Nauck. Lipsiae 1860.

schweres, ein herkulisches Werk sei (arduum et Herculeum esse opus), an das sich noch Niemand gewagt habe.

Ein solcher Mann nun ist Porphyr, mit dem wir uns näher beschäftigen wollen.

Wenn wir nun ihn in unserem „Pythagoras“ [1]) öfter citirten und die Stimme im Magazin der Literatur des Auslandes sein Zeugniß schlechthin verwirft, so verräth sie damit wenig historische Kritik. Wenn sie aber bemerkt, „eine kritische Vergleichung dieser späteren Zeugnisse mit den freilich sehr vereinzelten und unzusammenhängenden Ueberlieferungen derjenigen Schriftsteller, die der Zeit des Pythagoras näher standen, wird vermißt“ — so ignorirt oder mißkennt sie unsere Hinweisung auf Röth's Nachweisung in seiner Abhandlung über die bezüglichen „Quellenschriften“. [2]) Hier zeigt gerade Röth, daß er die Mängel des Porphyr als Neuplatonikers sehr wohl kennt, weist aber auch nach, warum und wiefern gerade Porphyr doch eine gute historische Quelle ist. Die Hauptsache bleibt immer die Anerkenntniß, daß Pythagoras nicht in den Propyläen eines original griechischen Kultus steht, von dem die Sage dies und das fabelt, sondern daß er der Vermittler einer älteren hohen Kulturstufe ist, dem sofort eine eigene Literatur folgt, auf dem Plato wurzelt und dem Aristoteles mehr als eine Schrift widmete, der zur Zeit des Porphyrius literarisch und philosophisch der Hintergrund der allgemeinen Bildung war und der seine Legitimation übrigens aus der vorpythagoreischen Geschichte des Orients empfängt, wovon die Stimme im „Magazin“ wie alle ihr verwandte freilich schweigen. Doch, wer war denn eigentlich Porphyr, so werden diejenigen Leser mit Recht fragen, die nicht zu den Gelehrten vom Fach gehören.

2. Sein Leben.

Porphyrius war von Geburt ein Tyrier, aus der syrischen Hauptstadt Tyrus selbst, wohl schwerlich, wie Einige wollen, aus einem kleinen Orte bei Tyrus, aus Batanea, wenn darunter nicht das Batanea Palestina's zu verstehen sei. [3]) Sein stehender Beiname ist „der Tyrier“. Hier in Tyrus lebten wenigstens seine Eltern, die den vornehmeren Ständen angehörten (πατέρες δὲ οὐκ ἄσημοι: Eunapius).

---

[1]) Ed. Baltzer, Pythagoras, der Weise von Samos. Ein Lebensbild, nach den neuesten Forschungen bearbeitet. Mit einer Uebersichtskarte. Nordhausen, Ferd. Förstemann. 1868.

[2]) Röth, Geschichte der griechischen Philosophie, II., 266 ff.

[3]) Vergl. Holstenius, diss. de vita Porphyr. u Zeller a. a O. V, 572 f.

Er selbst sagt in seinem „Leben Plotins", daß er den Namen seines Vaters gehabt, nämlich Malchos, was im Syrischen (und Hebräischen Melech) „König" bedeutet, daher er bei griechisch Schreibenden *Βασιλεύς*, bei lateinischen Schriftstellern auch „Rex" genannt wird, d. h. König.

Den Namen Porphyrius erhielt er erst von seinem Lehrer Longinus. Dionysius Cassius Longinus nämlich, ein Athenienser, Schüler des Ammonius und des Philosophen Origines, stand als Philosoph und sprachkundiger Gelehrter seiner Zeit in hohem Ansehen. Eunapius nennt ihn eine „lebendige Bibliothek, ein wandelndes Museum".[1] Dieser nun war Lehrer des jungen Malchos, und weil das für griechische Ohren zu syrisch klang, übersetzte Longinus den Namen in Porphyrius, wie unsere deutschen Gelehrten sich vor Zeiten umgekehrt latinisirten oder gräcisirten. Porphyra nämlich — lateinisch purpura — bedeutet im Griechischen die Purpurschnecke und Purpurfarbe, und weil nun der Purpur vorzüglich ein Schmuck und Abzeichen der Könige war, so nannte Longinus seinen gleichberühmten Schüler Porphyrius und dieser Name blieb.

Man hat mit Sicherheit festgestellt, daß Porphyrius 232 oder 233 n. Chr. geboren und daß er 301 oder bald nachher gestorben ist[2]) Die Einzelheiten seines Lebensganges sind nicht in dem Grade bekannt, daß sich sein Lebensbild deutlich entrollen ließe. Daß er in seiner Jugend Christ gewesen, ist eine unbegründete Annahme christlicher Schriftsteller, die aus dieser angeblichen Apostasie seine Feindschaft gegen das Christenthum erklären zu müssen meinten. Als dreißigjähriger Mann ging er von Athen nach Rom und schloß sich hier dem Plotinos an, dessen Philosophie für ihn entscheidend wurde. Von einer schweren Melancholie befallen, ging er hier mit dem Gedanken des Selbstmordes um, wie er selbst erzählt.[3]) Plotin aber durchschaute sein Leiden, drang in ihn und sagte: das sei kein gesunder Geist, sondern schwarze Galle, die ihm das eingebe; er solle vielmehr zur Erholung nach Sizilien gehen. Und er ging (267) nach Sizilien, nach Lilybäum zum Probos, sah aber den Plotin nicht wieder. Denn drei Jahre später starb Plotin in Campanien,[4]) Porphyrius aber blieb noch längere Jahre in Sizilien, machte von dort aus Reisen

---

[1]) *Βιβλιοθήκη τις ἔμψυχος καὶ περιπατοῦν μουσεῖον.* Vita Porphyr. init.
[2]) Zeller a. a. O. 3, 2, 573.
[3]) Holstenius l. l. S. 15 seq.
[4]) Zeller a. a. O., V, 418.

nach Karthago, Alexandrien, Tyrus und Athen,[1]) und siedelte erst später wieder nach Rom über. Erst in reiferen Jahren vermählte er sich mit einer kinderreichen Wittwe Marcella, worüber seine noch vorhandenen Briefe „an Marcella" näheren Aufschluß geben. Wegen seines langen Aufenthaltes in Sizilien, wo er unter Anderem seine berühmten Bücher gegen das Christenthum schrieb, wird er auch „der Sizilier" genannt. In Rom stand er in hohem Ansehen und eines seiner letzten Werke soll Plotin's Leben gewesen sein, das er als siebzigjähriger Greis geschrieben. Auch Eunapius berichtet, daß er in Rom gestorben sei.[2])

Sein Leben fällt also in die Regierungszeit der römischen Kaiser Maximinus bis Diocletian.

Wir fragen aber nicht mehr darnach, welcherlei Verzierungen die standesmäßige Sänfte haben muß, in der man am Hofe Heliogabal's erscheinen durfte; die meisten jener Unholde und Götzen, die man römische Kaiser nennt, sind uns gleichgültig geworden, aber die stillen Gedankengänge der Denker, die Prophetieen religiöser Herzen, die mühsamen Arbeiten ernster Forscher von damals sind noch heute von hohem Interesse, denn sie sind ein Theil des Stroms, der die kommenden Jahrhunderte und durch sie hindurch noch die Gegenwart befruchtete.

Diese geistige Bewegung der Zeit wird, wie in allen Kulturperioden vorzugsweise durch Religion und Philosophie, durch Kunst und Wissenschaften hervorgebracht und charakterisirt.

Die ältere philologische Schule unserer Tage geht bei der Betrachtung dieser Dinge jener Zeiten von der Voraussetzung aus, daß das Griechenthum eine wesentlich originale Neuschöpfung sei. Diese Ansicht entspricht aber weder der inneren Natur dieses Kulturzweiges noch den unwiderleglichen Zeugnissen der Geschichte. Die neuere historisch-kritische Schule erkennt vielmehr in Indien und Aegypten den Quellenstrom unserer menschheitlichen Cultur, in welchen dann das Griechenthum als ein in jeder Hinsicht verständlicher Theil sich einreiht. Wie die griechischen Götter dann gleich Blumen erscheinen, die aus dem systematisch gebundenen Strauß ägyptischer Ideen sich los machen und langsam umgestalten im Glauben des Volkes, so transpirirt nicht nur die allgemeine orientalische Cultur nach Griechenland, befruchtend und befruchtet weiter wachsend, sondern insbesondere der ideelle Gehalt der philosophischen Cultur geht durch Pythagoras und die Pythago-

---

[1]) Holstenius, l. l. pag. 17.

[2]) Holstenius, l. l. pag. 18, de Röhr, Proleg.

räer nach dem Abendland über, bildet in der Geschichte der griechischen Philosophie, auch im Plato und Aristoteles, den durchklingenden Grundton, wenn auch im Einzelnen noch so eigenthümliche Melodien sich loslösen.

So kommt es, daß nicht nur in allen griechischen Philosophen neben spezifisch griechischen oder individuell eigenthümlichen Elementen die Goldader des ferneren Morgenlandes nachweisbar zu Tage tritt, sondern der vermeintlich blos sagenhafte Pythagoras tritt als Geistes- und Lebensrichtung zeitweise überwiegend hervor. Dies war denn besonders im „Neupythagoreismus" und seiner palästinesischen Verzweigung des Essenismus der Fall, bis allmälig das Christenthum Alles in sein Strombett überleitet.

Nur so erklärt es sich, daß der „Platoniker" Plutarch, einer der einflußreichsten Geister seiner Zeit, mehr Pythagoräer ist, als Platoniker, und selbst Zeller weiß das Räthsel nur dadurch zu erklären, daß „schon der ursprüngliche Platonismus sich vielfach an pythagoräische Darstellungen angeschlossen hatte."[1]) Nur so konnte der Neuplatonismus zu seinen Hauptvertretern Männer zählen, die wie Porphyrius im Plato, Aristoteles und Pythagoras gleich sehr heimisch, in der Praxis des Lebens vor Allem für den letzteren Partei nahmen.

Was auch war für ernste Männer in jener traurigen Zeit natürlicher, als dies? Rom zur Zeit des Porphyrius ist das Sybaris zur Zeit des Pythagoras.[2]) Beide Städte eilten ihrem Untergange durch sittlichen Ruin entgegen: beide Männer warfen sich dem vernichtenden Strom entgegen, um der Menschheit Kern und Heil zu retten, jener als Meister, dieser als spät geborener Jünger.

Porphyrius entwickelte eine enorme Thätigkeit, die sein Nervensystem vorübergehend in krankhafte Spannung versetzte und sein Gemüth in verzweifelnde Lage. Aber er fand sich wieder, er genas, er arbeitete weiter bis in sein hohes Alter, wenn auch nicht dem Pythagoras gleich, doch ihm ähnlich im Verhältniß einer schnelllebigeren Welt.

Seine Werke, wenn sie alle erhalten wären, würden eine hübsche Bibliothek bilden. Holstenius handelt von ihnen in fünf Capiteln; sie sind grammatischen, prosodischen, philologischen, rhetorischen, dialectischen, musikalischen, mathematischen, philosophischen, ethischen, physikalischen, theologischen, theurgischen, historischen, religiösen und polemischen Inhalts. Porphyrius ist ein Encyclopädist seiner Zeit, aber

---

[1]) Zeller, a. a. O., 3, 2, 141.
[2]) Baltzer, Pythagoras, S. 60, ff.

entgegengesetzter Art, als seine französischen Epigonen. Zu seinen interessantesten Büchern gehören die Biographieen des Pythagoras und seines unmittelbaren Meisters Plotin, als dessen treuer Interpret er sich giebt. Am bekanntesten in weiten Kreisen ist er aber als „Christenfeind"[1]) weil er nämlich fünfzehn Bücher „gegen die Christen" schrieb[2]), welche uns leider nur in Bruchstücken erhalten sind.[3]) Der Bann, der deshalb nachmals auf ihm ruhete, hat zum Untergang seiner meisten Werke geführt, doch vermochte er nicht, seinen Ruhm zu verdunkeln.

3. Seine Philosophie.

Porphyrius gehörte vor allen Dingen nicht zu der Unzahl fälschlich sogenannter Philosophen, die man schon im Alterthum richtiger Sophisten nannte, sondern zu den ächten Jüngern der Weisheitsliebe, deren Vater und Meister Pythagoras war.[4]) In Athen von dem unabhängigen Forscher Longinus in das Studium eingeführt, hatte er sich in seinen früheren Jahren mehr einem Eklekticismus hingegeben, der erst mit seiner Uebersiedlung nach Rom zu einem Abschluß dadurch kam, daß er sich ganz dem Plotinus anschloß.

Plotinus (204—270), das anerkannte Haupt der sogenannten neuplatonischen Schule, war von Geburt ein Aegypter, hatte in Alexandrien seine Studien gemacht, wo er ein Schüler des Ammonius Saccas war, den man auch den Stifter des Neuplatonismus nennt. Um das Jahr 244 ging er nach Rom und trat hier als Lehrer auf. In diesen drei Männern liegt etwas sehr Verwandtes.

Ammonius, der Taglöhner-Sohn, hatte dem Christusgott zu Gunsten der griechischen Götter entsagt und huldigte einem philosophischen Synkretismus, der das Unterscheidende übersah und das Gemeinsame mit originaler Naivität erfaßte. Es scheint, daß sein Hauptverdienst in der ungewöhnlichen Macht seiner Persönlichkeit und in der Art seines Philosophirens gelegen hat. Wie Pythagoras bei seiner mathematischen Entdeckung, so soll Plotin gerufen haben, als er ihn gefunden.[5]) Sie waren also sympathische Naturen und wie Ammonius eine religiöse Philosophie der That und einer Art indi-

---

[1]) *Πορφύριος ὁ τῶν χριστιανῶν πολέμιος.* Suidas.

[2]) *Κατὰ χριστιανῶν λόγοι* 15.

[3]) Siehe Holstenius l. l. Cap. 10, wo ihr Inhalt aus Ueberbleibseln näher mitgetheilt wird.

[4]) Vergl. Baltzer, Pythagoras, S. 49.

[5]) Wie er ihn das erste mal gehört, soll er gesagt haben: *τοῦτον ἐζήτουν*! d. h. „den habe ich gesucht!" Zeller a. a. O. 3., 2, 398.

vidueller Offenbarung vertritt, so auch Plotin, jener der Stifter, dieser der Meister des Neuplatonismus, und wir dürfen gleich hinzufügen, wie Porphyrius sein geweihetster Interpret.

Plotinus nämlich unterscheidet in platonischer Weise eine sinnliche und übersinnliche Welt, mit letzterer beginnt ihm die Philosophie; mit ihr Eins zu werden ist der Seele mystische Sehnsucht. Die Sinnenwelt ist ihr Gegensatz und Spiegel, und aus ihr zurück zu gelangen, ist die Aufgabe des Lebens. In diesen Angeln bewegt sich alle wahre Philosophie: und wenn man in unserer Zeit „das Christliche in Plato" meinte nachweisen zu können, so ist Plotinus es, der es vermittelt; historischer freilich würde man sich ausdrücken, wenn man sagte: dies war die Weisheit des Pythagoras, die Plato, Plotin und später christliche Theosophen, jeder in seiner Weise cultivirten. In Plotin aber war es wieder die originale Selbstkraft, die diese Ideen entwickelte und belebte, unterstützt von reichem Wissen und durch hellenischen Geist noch vor trübseliger Askese glücklich bewahrt. Vortrefflich scheint uns Zeller ihn zu zeichnen, wenn er von ihm sagt:[1] „Er hatte diesen Erfolg (nämlich seiner Vorträge in Rom, die sich der Theilnahme bis in die höchsten Kreise erfreuten) nicht blos dem Umfang seines Wissens, der Originalität und Bedeutung seiner Gedanken, der geschickten und angenehmen Art seines Unterrichts, sondern auch seiner gediegenen, vertrauenerweckenden Persönlichkeit, dem sittlichen Ernst und der religiösen Weihe zu danken, die sich in seiner ganzen Erscheinung aussprach. Die Reinheit seines Charakters, die hohe Begeisterung, von der er sich erfüllt zeigte, der überraschende Scharfblick, mit dem er die Menschen durchschauete, die Enthaltungen, die er nach pythagoreischem Vorgange mit aller Strenge beobachtete, — alle diese Züge machten einen solchen Eindruck auf seine Umgebung, daß selbst seine nächsten Freunde sich ihm nur mit verehrungsvoller Scheu zu nahen wagten und auch das Außerordentlichste bei ihm nicht unglaublich finden konnten." Er starb 270 auf seinem Landsitz im Campanien.

Eines solchen Mannes berühmtester Schüler war Porphyrius. Er wurde es, nachdem er unter eines Longinus Führung zum Manne gereift war. Er hätte wie Plotin mit Bezug auf Ammonius, so als er nach Rom kam, beim ersten Hören des Plotin sagen können: Dieser ist's, den ich suchte! So wurde er nicht nur sein Schüler und Verehrer, solcher hatte Plotin ja sehr Viele, selbst der Kaiser Gallien

---

[1]) Zeller, I. l 3, 2, 414.

und dessen Gemahlin gehörten zu ihnen, sondern er ward, seiner ganzen Anlage nach gleichsam dazu geschaffen, sein Biograph und Interpret.

Wir begannen oben mit den competenten Urtheilen über ihn und sehen nun, in welchem historischen Zusammenhange dieser Mann so groß dasteht Er selbst ist der lebendige Neuplatonismus, und wie charakterisirt sich dieser?

Nach Porphyrs lichtvoller Darstellung des änigmatisch dunklen Plotin liegt des Menschen Aufgabe in seinem sittlichen Leben. Alles Wissen verhält sich dazu wie Mittel zum Zweck. Der Geist ist das ausschließliche Weltprinzip, die Materie ist erst aus ihm hervorgegangen; aber in diesem thatsächlichen Dualismus besteht die Welt. Aber sie steht sich nicht mehr platonisch, im Gegensatz, gegenüber, sondern eben plotinisch als Emanation, wenn er auch keine materielle Emanation zugiebt Das Urwesen der Welt — der Amoun — (τὸ ἕν) — offenbart sich nämlich in der übersinnlichen Welt, indem es sich zum Denken in reinen Gedanken entfaltet (νοῦς) mit den zwei ausschließlichen Kategorien des Denkens (νόησις, κίνησις) und des Seins (ὀυσία), und als Seele (ψυχή) und zwar als himmlische [ὀυρανία Ἀφροδίτη] und als irdische (φύσις, ψυχὴ δευτέρα in welcher letzteren die Menge der Einzelseelen enthalten gedacht wird) sich zum Sinnlichen hinneigt, nicht zwar kraft eines persönlichen Willens — welcher der Gottheit als Absolutem in keiner Weise zukommt, — sondern unwillkürlich kraft seiner Natur. Wie die Stoa einen substantiellen, so lehrt der Plotinismus einen dynamischen Pantheismus, so jedoch, daß das Eine zwar in Allem aber durch Alles wirkt, also immer gleichsam der Theil auf den Theil nach geistiger Causalität. In Allem aber wird die Einheit festgehalten und darum diese übersinnliche Welt zwar als Raum und Zeit erzeugend aber als über diesen erhaben angenommen.

In der weiteren Ableitung nun der Erscheinungswelt aus jenem Uebersinnlichen, des Unvollkommenen aus dem Vollkommenen, ergiebt sich, daß jene nicht nur eine Scheinwelt ist, wie Plato gelehrt hatte, sondern eine böse Welt; denn wie der Strahl vom Lichtquell sich entfernend endlich in Finsterniß übergeht, so das aus dem absolut Guten sich Entfernende in das Böse! Die Keimformen alles Lebens kommen aus der Seele, also aus der jenseitigen Welt, und diese verändert sich nicht durch deren Abgabe. Aber das Erzeugte ist immer unvollkommener als das Erzeugende. Je vollkommener in sich ein Wesen ist, desto mehr wendet sich's dem Erzeuger, der Gottheit zu, je unvollkommener, desto mehr neigt es zum Erzeugten, zur Welt des

Scheines (στέρησις). Die jenseitige Welt ist also ohne Sünde, nur die weiter getheilten Substanzen (μερικαὶ ὑποστάσεις) können abwärts sinken in Untreue (ἀπιστία). Die Seele ist aber im Körper wieder nicht substantiell, sondern dynamisch, und erzeugt aus sich — je nach dem Grade ihrer Herabneigung — Kräfte, — gleichsam eine zweite Seele — eine andere Natur — durch die sie mit dem Körper sich näher verbindet.

Aus diesen Grundzügen der Neuplatonischen Philosophie ergeben sich die Antworten auf alle secundären Fragen von selbst.

Die Seele hat die Grundbestimmungen (λόγοι) der Dinge in sich selbst, und die Wahrnehmung entsteht durch Anregung derselben von außen, das Denken aber durch Einkehr in sich selbst. Der göttliche Geist (νοῦς) ist freilich der Alles wirkende, aber nur, indem er die Seele ihrer Natur gemäß in Thätigkeit setzt: die Erinnerung ist die Leichtigkeit Vorstellungen wieder zu erzeugen. Die Willensfreiheit der präexistirenden Seele ist, wie bei allen Platonikern, ein Hauptpunkt und die Schuld des Bösen liegt daher in ihr, nicht in der Sphäre des Leiblichen. Die platonisch-aristotelische Lehre von den Theilen der Seele bildet er fort zu verschiedenen Wirkungsarten der Einen Seele, nämlich das unmittelbare Erkennen, die Induction (νοῦς), das mittelbare Erkennen oder das discursive Denken (διάνοια) und mittelst der Sinne die Vorstellungskraft (φανταστικόν) und durch die Sinneswerkzeuge unmittelbar das Gefühl (αἰσθητικόν). Die Thierseelen sind nach Porphyr von den Menschenseelen der Art nach verschieden. Nach Plato und Plotin gehen Menschenseelen in Thierleiber über, nach Porphyr aus obigem Grunde nicht. Seine Seelenwanderung bezieht sich auf menschliche Körper allein. Die präexistirende Seele ist im Fixsternhimmel — ganz ägyptisch gedacht — steigt durch die Planetensphäre hernieder, in der sie sich mit einem pneumatischen Leibe umkleidet, und ebenso kehrt sie schließlich dorthin zurück nach dem Maße ihrer ureigenen Reinheit, aber sie bleibt immer in ihrer Art, sie wird nie höherer Art, sie wird nicht Gott. Hierauf beruht dann seine ascetische Ethik und seine Religiosität, wie wir sie weiter unten näher werden kennen lernen, aber auch seine „Feindschaft“ gegen das Christenthum, denn während er Jesus sehr hoch stellt, ist ihm die Vergötterung Jesu ein Greuel.

4. Die Epoche.

Unter seinen außerordentlich zahlreichen Schriften ist eine, welche besonders geeignet ist, das Sittengemälde dieser Denkweise des Alter-

thums uns vorzuführen und die vielseitigsten Interessen anzuregen. Dies ist die Schrift über die Apoche oder Enthaltung vom Genuß der Thiere[1]) oder wie es Plutarch, er selbst, und Viele es zu nennen gewohnt waren, das Buch gegen die Sarkophagie, das Fleischessen. Plotin und seine Schule folgten, wie schon bemerkt, der pythagoreischen Lebensweise ganz streng. Insbesondere war der Meister selbst von äußerster Mäßigkeit überhaupt, enthielt sich des Thiergenusses unbedingt und weigerte sich auch, als er krank war, die Latwerge Theriak[2]) zu nehmen. Während nun Porphyrius früher — in Athen — Fleischesser gewesen und sich erst als Schüler Plotin's von der Sarcophagie abgewendet hatte, waren umgekehrt wohl einige Schüler des Plotin nach dessen Tode von der reinen Lebensweise abgefallen, insbesondere sein Freund Firmus Castricius in Rom. Hiervon benachrichtigt, schrieb er in Sizilien, also jedenfalls in seinem höheren Lebensalter, unser Buch, etwa also in der Zeit zwischen 270 und 300 — also wohl unter Diocletian.

Die bisherigen Ausgaben dieses Werkes wimmelten von Fehlern. Es war sicher auch schon ein „schweres, herkulisches Werk", einige Bücher des Porphyr in griechischem Texte klar zu stellen, wie Herr Nauck in seiner Teubner'schen Handausgabe 1860 gethan hat. Durch sein Verdienst sind einige Bücher Porphyr's, welche heute besonderes Interesse erregen können (qui maxime publici saporis esse videntur) zugänglicher geworden, nämlich das Leben des Pythagoras, die Apoche und die Briefe an Marcella, welche drei in dieser guten und billigen griechischen Handausgabe Nauck's zusammengefaßt sind.

Da nun aber eine deutsche Uebersetzung der Apoche noch nicht vorhanden ist, schien es nützlich, gerade dieses Werk zu übertragen. Denn je mehr man ein Zeitalter, eine Geistesrichtung, eine Epoche der Menschheit in ihrem Detail betrachtet, desto interessanter wird sie und ihre Irrthümer fesseln uns oft noch mehr als ihre Wahrheiten. Durch seine Psychologie mußte Porphyrius in unlöslichen Kampf mit dem Christenthume, durch den Vegetarianismus in absoluten Gegensatz zum heidnischen Opferthume kommen, und wenn die Weltstadt Rom ihn einst gern gehört und ein Kaiserpaar ihn hoch verehrt hat, so mögen

---

[1]) *Περὶ ἀποχῆς ἐμψυχῶν.*

[2]) Ein Mixtum compositum aus unendlich vielen Medicamenten, auch thierischen Stoffen, das vom alten Medicin-Aberglauben als Universalmittel gepriesen wurde.

auch wir wohl gern einmal uns im Geiste zu seinen Füßen setzen, wäre es auch nur, um im Spiegel seines Wortes das innere Triebwerk des damaligen Zeitgeistes zu beobachten.

Freunde der natürlichen Lebensweise werden dabei Gelegenheit haben, zu sehen, wie die Beweggründe unseres menschlichen Thuns oft noch viel wichtiger sind, als die That selbst, denn diese wird nach Maßgabe jener bald verdammt, bald in den Himmel gehoben, bald verkannt und vergessen, bald mit sinniger Bewunderung verehrt. Darum wird unsere Erinnerung an Porphyr's Apoche unter Anderm auch ein Beitrag zur Geschichte des Vegetarianismus sein, von welchem manche recht gelehrten Leute unserer Zeit weiter nichts zu wissen scheinen, als daß es ein komischer Einfall oder Liebhaberei einiger heutigen Sonderlinge sei.

Was den Titel der Schrift betrifft, so ist es schwer, diesen im Sinne des Verfassers treffend kurz und deutsch wiederzugeben. Wörtlich übersetzt heißt er: „Die Enthaltung von beseelten Wesen". Das klingt unserem Ohr aber so fremd, so dunkel, während das griechische Titelwort ein sehr gemeinverständliches war und die Enthaltung vom Fleischessen bedeutete. Wollten wir jedoch so übersetzen, so würden wir doch den Gedanken seiner eigenthümlichen Sphäre entziehen und in eine blos diätetische Frage herabziehen, die es zwar auch ist, aber nur zu einem Theile. Die Frage über das Thiertödten zum Zweck des Verzehrens ist es, um die es sich handelt, und zwar in ihren moralischen und physiologischen Beziehungen, nach Maßgabe der damaligen Weltanschauung. Wir hätten den negativen Titel vielleicht in den positiven „über die Frugalität" verwandeln können; aber auch dies Wort, abgesehen, daß es kein deutsches ist, hat seine ursprüngliche Bedeutung, nämlich das Leben des Menschen von Früchten, verloren und die der Mäßigkeit angenommen, welche den unterscheidenden Gedanken nicht berührt.

Unter diesen Umständen haben wir im Titel den einfachsten Ausdruck gewählt, der es wenigstens offen läßt, dabei das Richtige, das heißt das von Porphyr dabei Gedachte zu denken. Die Lektüre des Buches selbst kann erst das Bewußtsein des richtigen Inhalts schaffen.

Die carnivoren Sophisten werden nicht ermangeln, dies Buch zu ihren Gunsten auszubeuten, indem sie uns zeigen werden, aus welchen abergläubischen Beweggründen die Leute im Alterthum sich des Fleischgenusses enthalten haben. Das ist eben die grobe Täuschung, durch welche die Wahrheit in dieser Sache für die Welt so sehr durch die

Leidenschaft der Menschen verdunkelt worden ist. Wenn in ihnen der Sinn für Edleres noch nicht erstorben ist, so mögen sie ihr Auge auch für jene anderen Motive aufschlagen, die ihnen in diesem Buche vielfach mit beschämender und hoffentlich überzeugender Kraft entgegen treten werden.

Freilich ist ein Theil der Zeitgenossen soweit gekommen, daß ihre ganze Religion und Philosophie in dem Gedanken aufgeht: „wenn ich nicht mehr Fleisch essen sollte, möchte ich auch nicht mehr leben.“ Nun, wer aus Unkenntniß so weit käme, den könnten wir wohl noch verstehen und beklagen, wer aber zurechnungsfähig zu diesem Satz sich bekennt, mit dem hört allerdings unser Verständniß auf, denn wie der alte Cato gesagt hat: „es ist schwer, mit Bäuchen zu reden, die keine Ohren haben“, und nicht leicht ist es, von der Angel des Fleischgenusses, die sich tief in Lüsternheit eingehäkelt hat, wieder loszukommen, wie Plutarch (oder ein Späterer) hinzufügt.[1])

Der Unbefangene jeder Art aber wird mit tiefem Interesse hineinschauen in die wunderbaren Irrsale des Menschengeschlechts, die in dieser Schrift sich spiegeln, und wird, Wahrheit und Irrthum trennend, nicht ohne große Förderung seiner selbst dies Buch eines alten Weisen aus der Hand legen.

5. Widmung.

In Stelle einer eigenen Widmung können wir es uns schließlich nicht versagen die poetische Dedikation, so weit sie die Sache betrifft, hier wieder zu geben, mit welcher ein früherer Herausgeber des griechischen Textes, Jakob van Rhoer in Deventer, 1767 sein Werk den rechtsgelehrten und medizinischen Intelligenzen und Vorständen dieser Stadt gewidmet hat. Er leitet sein Werk, dem die lateinische Uebersetzung des Felicianus und ein Kommentar beigefügt ist, mit einer Ansprache an die Proceres in lateinischen leichtfließenden Distichen ein, die sich ohngefähr wiedergeben lassen, wie folgt:

Edele Herren, vergönnt mir die Wahrheit offen zu sagen:
Wilderes als uns selbst giebt es auf Erden nicht mehr!
Nichts ist sicher annoch vor uns und unsern Verbrechen,
Alles flüchtet vor uns, fürchtet nur Raub und Betrug.
Alles was lebet im Meer, was Himmel und Erde hervorbringt,
Reicht nun bald nicht mehr aus unsre Begierden zu still'n.
Weh uns! Wo soll hinaus des Leibes gierige Wollust

[1]) Siehe Baltzer, Pythagoras, S. 120.

Und des Gaumens Begehr unser Geschlecht denn noch ziehn?
So nicht war einstmals das Bild der Erde in besseren Zeiten:
Einst, als der Boden noch jung, war auch die Menschheit noch gut.
Lang war das Leben und schön damals dem ganzen Geschlechte,
Und von unschuldigem Blut, war es noch nimmer befleckt.
Noch kein Spaten und Pflug zwang damals der Erde die Frucht ab;
Alles gab sie von selbst, huldigend uns, ihren Herrn!
Das war die goldene Zeit, wohl werth eines Königs Saturnus:
Wehe sie mußte vergehn, unser Verbrechen gebot's!
Da kam die silberne Zeit, doch ach, wer unseren Sitten
„Rechnung tragen" gelernt hält sie für goldene noch!
Denn den Göttern zwar fiel da so manches geopferte Thier schon,
Doch auf den menschlichen Tisch — nein! das war scheußlicher Greul.
Ach! Ein eisern Geschlecht sind wir nun und dem gierigen Magen
Und dem Zungengelüst fällt nun das Alles anheim!
Was hat der Stier Dir gethan, das nur allzugeduldige Zugthier,
Dieses treue Geschöpf — was hat der Stier Dir gethan?
Was hat verbrochen die wollige Heerde? Zum Schutze der Menschen
Ist sie vorhanden! Was that Dir denn das sanfte Geschöpf?
Doch Dir genüget es nicht zu tödten das mächtige Hornthier;
Ach, in des Kälbchens Geblüt tauchst Du den grausamen Stahl!
Ja von dem Euter der Mutter sogar mit Mörderhänden,
Reißest Du, grausamer Mensch, weg das unschuldige Lamm!
Ja, das junge Geschöpf, im Eie noch ungeboren
Ruhend, es muß in den Tod, daß es Dir fülle den Leib!
Wahrlich so lebt nicht einmal der wilde gätulische Löwe,
Noch im Armerienland treibt es das Tiegerthier so!
Lebt doch im Wald' und in Flur das Wild von grünen Gewächsen,
Aber den blutigen Fraß — nimmer entschließt sich's dazu!
Und das wildeste Wild, von Natur gewiesen an Blutkost,
Seht, das verschonet denn doch alle die Früchte der Flur!
Und der zur Norm ist gesetzt an die Spitze der irdischen Schöpfung,
Er nur allein, der Mensch, ist es, der — Alles verschlingt!
Könnte das Vorbild doch der Thierwelt ihn nun bekehren,
Viele belehren ihn ja milder und frömmer zu sein.
Mögen die Raben zur Jagd ausfliegen und hungrige Geier,
Sanftes Täubchen du fragst nur nach der Ceres allein.
Mögen die gierigen Wölf' und der Bär sich sätt'gen am Fleischfraß,
Siehe das Reh und das Lamm weidet auf blumiger Flur.

Meine nur nicht, daß die Stärke des Thiers von dem Blutgenuß stamme:
Und von Kräutern und Graß lebe ein schwaches Geschlecht.
Was in der Welt ist muthiger wohl als der spornige Kampfhahn?
Oder was strotzet voll Kraft mehr als im Kampfe das Roß?
Halt nicht frugales Mahl für gemeinere Leute nur passend,
Aber für Helden und Herrn zieme sich blutige Kost!
Schlichteres Mahl gab es nicht als einst an des Kurius Tische,
Aber mit mächtiger Hand trieb er die Könige aus!
Rüben kochte zum Mahl sich der edle Fabricius, aber
Niemand hat ihn besiegt, weder mit Waffen noch Gold!
Doch was weil' ich dabei, die alten Quiriten zu preisen,
Bietet das Vaterland nicht Namen von ähnlichem Klang?
Aechte Bataver einst war't Ihr ohne Furcht und voll Mannskraft,
Als Ihr an Sitte noch schlicht, schlicht im Genusse noch war't,
Als es kein Ruhm noch war, die gewuchtigen Humpen zu leeren,
Aber in Achtung stand einfacher Tisch noch und Trank!
Indien sandte noch nicht die verderblichen Gifte und Düfte,
Die wir thöricht genug tauschen mit heimischem Gut
Thor Du, der Du beklagst die sich mehrenden Krankheitsformen:
Trägst bei dem prunkenden Mahl sie Dir ja selber doch auf
„Leb' wie Du willst", sprichst Du, „wir müssen die Erde beherrschen,
Alles im Leben muß sich richten nach unserm Gesetz!"
Also schmeicheln wir uns in ungemessenem Stolze,
Dünken uns wunder wie hoch über der Alten Geschlecht!
Und doch, wolltest Du dies mit den heutigen Menschen vergleichen,
Reicher steht es an Glanz strahlender Namen vor Dir!
Stark sich wissen als Feind, umbringen den schwächeren Gegner,
Ueben brutale Gewalt, Schwelgen im Ruhme der Macht:
Niederer Seelen Genuß ist das und die Sklaven des Bauches
Halten in ihrem Verderb solches für heiliges Recht!
Sieh' Dir den Landmann an! Mit der Kost, der harten, zufrieden,
Trägt er der Arbeit Last dauernd und leichter als Du!

Und wer immer in sich des göttlichen Ursprungs Kraft weiß
Und aus dem Staube sein Haupt höher mit Freuden erhebt:
Ihm vor Allen geziemt's, was Leib und Seele vergiftet,
Wacker zu flieh'n, und den Schmutz niederen Lebens zu scheu'n!
Das war die edele Kunst, die unsern Porphyrius adelt
Und mit der er den Freund einst zu gewinnen gesucht!
Hält das Jemand für Traum, den ein Ungeweihter geträumt hat,
Wird er des Denkers Schrift ohne Vertrauen beseh'n.
Aber wer kennt nicht den Mann, den heil'gen Propheten, der einstmals
Nur von Heuschrecken und vom Manna der Wüste gelebt?
Und wer weiß nicht, wie einst die Mahle der ersten Christen
Heilige Mahle und fern waren von Gastronomie?
Doch was preise ich annoch, was der That Euch am Ende nicht werth scheint?
Hängt doch leider von mir diese Entscheidung nicht ab!
Ständ' es allein bei mir, ha, wie wollt' ich die Welt doch verwandeln,
Wollte selber so streng leben nach diesem Gesetz!
Ganz zufrieden mit dem, was so reich das Vaterland spendet,
Wär' ein „batavischer Tisch" mir ein erwünschter Genuß.
Nicht mehr reizten uns dann die Güter von Osten und Westen,
Die als Speis' und Gewürz heute der Schlemmer bedarf.
Denn der ewige Gott hat die Zonen und Lande der Erde
Bald durch hohes Gebirg, bald durch die Ströme getheilt,
Daß ein jegliches Volk mag wohnen in eigenen Grenzen,
Gern zufrieden mit dem, was ihm der Boden erzeugt.
Was das auch sei! Wir loben die Alten und freu'n uns des Lebens,
Das uns Sterblichen gab Gott und ein gütig Geschick.
Ihr jedoch, Väter der Stadt, hochedele Herren, empfanget
Dies mein bescheidenes Wort, meiner Gesinnungen Pfand!
Scheint es vielleicht zu gering, nicht werth so gefeierten Namens?
Mag mein Malchos selbst mir dann Vertheidiger sein!
Edler Klearch! Mehr als der Pomp magnesischer Opfer
Galt den Göttern Dein Weihrauch aus ehrlicher Hand!
Klein war der Acker, den Dokimos baut, und klein war sein Opfer:
Aber willkommener war's als Hekatomben dem Gott!
Also versaget auch Ihr wohl Euere Gunst nicht dem Manne,
Der in der alten Welt zu den gelehrtesten zählt.

Schirmet Ihr ihn, so schirmt Ihr die Kunst und die Wissenschaft also,
Daß Ihr der Väter Ruhm wahret dem künft'gen Geschlecht!

Nun geht der Verfasser auf die speciellen Verhältnisse von Deventer über, hoffend, daß diese Stadt auch jetzt ihres alten Ruhmes, eine Lichtträgerin in der Finsterniß zu sein, sich würdig erweisen werde. Das war vor hundert Jahren!

6. Uebersicht des Inhalts.

Erstes Buch. (Die Apoche überhaupt.)

Einleitung. (Kap. 1—3.) Einwürfe der Stoiker und Peripatetiker (4—6); der Epikuräer (7—12). Gewöhnliche Einwände, wie sie bei Klodius, Heraklid, Hermachos, bei Stoikern und Peripatetikern und im Munde der Umgebung seines Freundes gefunden werden (13—26).

Uebergang zur Widerlegung. (Kap. 26 Schluß bis 29.) Sarkastische Kritik der Zeit und ihres Gegensatzes (27). Mit wem das Thema zu verhandeln ist. Selbstprüfung (28). Göttlichkeit der Aufgabe und das Beglückende ihrer Lösung (29).

Abhandlung. (Kap. 30—56.) Die Weihe der Seele liegt in ihrer geistigen Natur (30), darum muß man, wie in olympischen Spielen, die Sinne besiegend, den Preis erringen (31). Die beste Art ist die stetige Arbeit des Geistes parallel der wachsenden Enthaltung (32). Daher ist die Diät von so großer Bedeutung, denn Lust und Leib ist die Doppelquelle unserer Sklaverei (33). Die Gaumenlust aber ist das Centrum dieses Leibs (34). Je schwerer der Kampf, desto mehr ist es Pflicht, vorzubeugen (35), und deshalb liebt der Weise die Abgezogenheit von der Welt, wie Pythagoras und Plato gethan (36). Nähere Erklärung Plato's (37). Das Seelenleben ist abhängig vom Verdauungsprozeß (38); den Spott der Genußmenschen trägt der Weise leicht (39). Was uns überhaupt berührt, berührt den ganzen Menschen (40); das muckerische Prinzip ist wider die Natur (41) und rächt sich, trotz der falschen Dialektik; es giebt keine Adiaphora, wie die Cyniker glauben (42); die Erfahrung zeigt, daß das in's Verderben führt (43) und zwar mit Vehemenz, je mehr man den Sinnen die Zügel läßt (44). Die Gaumenlust ist wegen ihrer dauernden Folgen sogar noch schlimmer, als z. B. die Augenlust (45); die Fleischesserei in jeder Hinsicht verderbenschwer, die Frugalität das Gegentheil (46), sie befreit von einer Iliade von Uebeln (47); das lehren auch die meisten Philosophen, auch die Epikuräer (48); sie bedarf nur eines höchst geringen überall leicht zu beschaffenden Aufwandes (49), und die Philosophie ist nicht eine schließliche Luxuszugabe zum Leben, sondern seine Bedingung (50), der Luxus aber sein Verderben (51), das Fleischessen gesundheitswidrig — und Sache der Rohheit (52). Auch Epikur heilt den Körper durch den Geist (53). Lob der Genügsamkeit

in sinnlichen Dingen (54). Woher die Verblendung so Vieler, die doch elend genug sind (55)? Appell an die sittliche Kraft des Menschen (56). Schlußmahnung und Uebergang zum zweiten Buche.

Zweites Buch. (Die Opfer).

Einleitung. (Kap. 1—4.) Vorwort (1). Uebliche falsche Schlüsse werden ein für allemal in's Licht gestellt (2—4). Plan (4 am Schluß).

Abhandlung über Opfer und Sarkophagie. Die unblutigen, geringen Opfer waren die ursprünglichen (5), später wurden sie mannigfaltiger, aber blieben unschuldiger Art (6). Erst dann kamen die Thieropfer und mit ihnen das Fleischessen und die Gottlosigkeit (7), wie das Beispiel der Thrazier und Scythen lehrt (8). Ueble Motive verschiedener Thieropfer (9—10), daher auch entgegengesetzte Sitten (11). Rechtfertigung der Lehre Theophrast's, daß Thieropfern gottlos ist (12). Pflanzenopfer sind kein Raub (13). Fruchtopfer sind leichter zu beschaffen, als Thieropfer, schon deshalb zu Opfern besser (14). Denn Gott siehet das Herz an, nicht des Opfers Größe (15), wie auch Theopompus vortrefflich lehrt (16) und Andere (17). Daher einfache Opfergeräthe die besten, wie Aeschylus erläutert und Hesiodus lehrt (18). Sophokles und die Tempel zu Epidonrus bezeugen es (19); von Theophrast und den Spendengebräuchen (20), von den Gesetztafeln und von Empedokles (21). Der Kriegsgott schuf das Unheil (22). Es steckt im Thieropfern ein logischer Widerspruch (23). Aus den Motiven des Opfers folgt, daß Thieropfer verwerflich sind (24). Die Thieropfer sind ein Ablaß zur Beschönigung der Sinnenlust (25). Lehrreiches Beispiel der Ebräer und Aegypter (26). Historische Folge der Opfer psychologisch begründet (27); der delische „Altar der Frommen" (28). Wie die Sarkophagie nach Athen gekommen sein soll (29) und heute noch gefeiert wird (30). Die Sarkophagie ist also eine Neuerung und zwar erzieht sie zur Barbarei (31), das Gegentheil zum Gegentheil! Soweit Theophrast (32).

Porphyr will nicht die Gesetze ändern, aber die Sitte, und zeigt, daß, wer keine Thiere ißt, auch keine opfern darf (33); der Gott der Götter bedarf überhaupt der Opfer nicht; „das Gottschauen einer reinen Seele ist das vollkommene Opfer" (34). Klage über Schein-Philosophen (35). Vorbild der Pythagoreer (36). Lehre der Platoniker von den guten und bösen Dämonen und was daraus folgt (37 bis 42). Wie sich der Weise dabei verhält (43). Opfern und Essen ist zweierlei (44); böse Zauberei besiegt der Weise durch Reinheit und Enthaltung (45). Reinlichkeit ist nicht immer möglich, aber Reinheit nothwendig, und sie wird durch Sarkophagie unmöglich (46). Anwendung gegen den Selbstmord (47). Abergläubisches Fleischessen (48). Der Weise verschmähet Dämonenkünste; er schauet die Naturgesetze und wird Gott ähnlich (49). Reine Seelen und Sarkophagie sind Gegensätze (50). Die Weissagung aus Eingeweiden apostrophirt (51). Der Weise bedarf nicht Dämonen, nicht Orakel, noch Eingeweide-Zeichen

— absolut nicht (52), Weisheit ist auch Voraussicht — und wem sie nicht genügt und er will die Zukunft mit Opfern erschließen, der braucht wenigstens so wenig wie die Götter davon zu essen (53). Sonst müßte man auch Menschen opfern und essen. Solche Menschen-Opfer geschahen an Festtagen in Rhodus, in Seleucis (54). Später setzte man den Stier an des Menschen Stelle. Ebenso in Heliopolis, Chios, Tenedos und Lacedämon (55). Ebenso in Phönizien, Kreta, Syrien, Karthago, Arabien 2c., und sie bestehen noch jetzt (56). Karthagische Barbareien (57). Dichtersprüche (58); auch Apollo will ursprünglich unschuldige Opfer (59). Der Luxus im Opfer ist der Grundverderb (60). Nicht Furcht, nicht Spott darf uns also abhalten, dem ewigen Gesetze zu folgen (61).

Drittes Buch. (Die Thiere.)

Uebergang zur sittlichen Seite der Frage (1), Lehre der Stoa (2). Die Sprache der Vögel (3). Die Thiersprache überhaupt (4). Auch die stummen Thiere haben Verständniß, und alle Thiersprache ist verständlich (5), gleichwie die Thiere den Menschen sehr wohl verstehen und also, wie alle Denker lehren, vernunftbegabt sind (6). Die Thiere sind physiologisch den Menschen ähnlich (7), insbesondere psychologisch (8), und haben Ueberlegung wie er (9), sind sogar vernünftiger als er (10), üben unter sich Gerechtigkeit (11) und leben sozial mit den Menschen (12) und stehen in sittlichen Bezügen zu ihm (13); Menschenähnlichkeit (14—15); mythologische Zeichen dafür (16). Selbst den Göttern sind sie heilig (17). Gerechtigkeit gegen die Thierwelt ist Pflicht, die Sarkophagie abscheulich; selbst gegen die Pflanzenwelt kann der Mensch roh werden (18), und doch ist die Pflanzenwelt ganz anderer Art, und die Gerechtigkeit gegen Unmenschen viel mißlicher, als gegen Thiere (19). Sarkasmen über die gastronomische Teleologie und Rechtfertigung der Gerechtigkeit (20). Alles, was fühlt, hat Geist (21); ohne das wäre die Thierwelt unbegreiflich (22). Die Verschiedenheit der Geistesthätigkeit zwischen Thier und Mensch ist nur eine graduelle (23). Selbst die Krankheiten der Thiere zeugen dafür (24). Thiere und Menschen sind Verwandte (25). Gerechtigkeit ist ein allgemeiner Begriff und schließt die Pflicht gegen die Thierwelt ein (26). Sittliches Ideal (27). Schluß: Die Carnivoren gleichen den Danaiden, wenn sie frügen: was soll aus uns werden, wenn wir nicht mehr Wasser in unsere Siebe schöpfen? (27 extr).

Viertes Buch. (Geschichte.)

Einleitung. Plan (1).

Zeugniß des Geschichtsschreibers Dikaearch (2); Lykurg's Gesetzgebung (3); seine gemeinschaftlichen Mahle (4—5). Das Priesterthum bei Griechen und Nichtgriechen meidet durchschnittlich die Sarkophagie (5). Diät des ägyptischen Priesterthums (6—8),

seine Leistungsfähigkeit und Gesundheit ꝛc. (8). Thierdienst der Aegypter (9). Charakteristischer Todtencultus (10). Die Juden, insbesondere die Essener (11 bis 13). Die Juden überhaupt (14). Die Syrer (15). Die Perser (16). Die Indier und zwar Bramanen und Samanaeer (17—18). Zeugniß des Euripides über die Kreter (19). Begeisterte Schlußfolge (20). Die Gegner berufen sich auf rohe Völkerstämme — nun, — dann müssen sie auch Menschenfresser werden (21). Beispiele der Enthaltung einzelner Männer: Triptolemus; älteste Gesetzgebung Athen's. Das drakonische Gesetz (22).

(Der Schluß ist nicht vorhanden.)

Des Philosophen Porphyrius vier Bücher über die Enthaltung.[1])

Erstes Buch.

1. Du bist, lieber Firmus[2]), wie ich von dortigen Augenzeugen erfahre, von der natürlichen Diät wieder in das Fleischessen zurück gefallen. Eingedenk Deiner Selbstbeherrschung und der Pietät mit welcher wir die gottesfürchtigen Männer der Vorzeit ehrten, die uns hierüber belehrt hatten, wollte ich die Nachricht erst nicht glauben. Nachdem aber immer mehr Personen kommen und die Sache bestätigen: sollte ich Dir Vorwürfe machen, daß Du weder, wie das Sprüchwort sagt, dem Bösen entronnen das Bess're gewonnnen, noch, wie Empedokles, die frühere Weise zu leben abgelegt und die vorzüglichere angenommen hast? Das schien mir weder frei noch vernünftig. Wenn es mir dagegen gelänge, durch eingehende Darstellung Dich des Irrthums zu überführen und Dir klar zu legen von wo — wohin Du gerathen bist, das halte ich der gegenseitigen Freundschaft und derer würdig, die ihr Leben der erkannten Wahrheit gemäß zu ordnen lieben.

2. Wenn ich nämlich bei mir nach dem Grunde dieser Deiner Wandelung forsche, so fällt die Meinung, wie sie die große gedankenlose Menge hegt, daß es der Gesundheit und Kräftigung halber geschehe, ganz weg; denn daß im Gegentheil die fleischlose Diät zur Gesundheit und zur stetigen Anstrengung in geistiger Arbeit außerordentlich beiträgt, bist Du ja mit uns überzeugt: und leicht wäre es, sich von der Wahrheit dieser Thatsache nöthigenfalls durch die Probe zu überzeugen. Du mußt also wohl durch irgend eine Täuschung verführt, oder durch die Meinung, die Diät sei für den Geist gleichgültig, oder durch sonst so einen Grund, den ich nicht kenne, und der die fromme Scheu vor Sünde überwog, zu den alten Irrthümern zurückzukehren bestimmt worden sein. Denn das kann ich nicht denken,

daß Du aus bloßer Schwäche und leckerhafter Genußsucht die Gesetze der Weisheit unserer Vorfahren, deren Bewunderer Du warest, nun verachten gelernt, ja daß Du tiefer gesunken seist als jene Idioten mancher Völker, die nach Einführung entgegengesetzter Gesetze, sich zu Sectionen wohl entschließen, aber vom Fleisch derjenigen Thiere, die sie früher gegessen, sich noch mehr enthalten würden als selbst vom Fleisch des Menschen.

3. Als mir aber einige Zeugen auch Aussprüche mittheilten, welche Du gegen die Enthaltsamen gethan, da durfte ich wohl unwillig, ja entrüstet werden, daß Ihr elenden, höchst abgestandenen Trugschlüssen weichend, Euch selbst täuschen und eine alte göttliche Lehre[3]) umkehren konntet. Da hab ich denn beschlossen, nicht nur für unsere Sitte Zeugniß abzulegen, sondern auch die Gegengründe, welche das von Euch Vorgebrachte, an Zahl und Kraft und Schärfe weit übertreffen, einmal zusammenzustellen und zu ordnen und somit zu verhüten, daß die Wahrheit durch wichtig scheinende oder gar durch triviale Gründe in Schatten gestellt werde. Denn der Enthaltung vom Fleischgenuß haben, wie Du vielleicht selbst nicht weißt, gar viele widersprochen, selbst Philosophen aus der Schule der Peripatetiker, der Stoa und des Epikur, welcher der von Dir übrigens studirten Philosophie des Pythagoras und Empedokles[4]) widerstreben; ebenso zahlreiche Redner, von denen Clodius aus Neapel ein Buch gegen die Nicht-Fleisch-Esser schrieb. Alles, was diese an sachlichen Untersuchungen über unser Thema beibringen, werde ich, mit Uebergehung dessen, was sich lediglich auf Empedokles[5]) bezieht, zusammenstellen.

4. Da sagen denn nun die Gegner, „es höre alle Gerechtigkeit auf und werde das Unterste zu oberst gekehrt, wenn wir das Recht nicht blos auf vernünftige sondern auch auf vernunftlose Wesen bezögen, nicht blos auf Götter und Menschen, sondern auch auf die vernunftlosen Thiere, die nichts mit uns gemein hätten, und die man theils zur Arbeit, theils zum Verzehr zu brauchen habe, da sie gänzlich außerhalb wie des Staates so der menschlichen Gesellschaft ständen, und derselben unwerth seien. Denn wer die Thiere wie Menschen behandeln wolle und sie schonen und unverletzt lassen, der versuche eine unmögliche Gerechtigkeit, aber die mögliche verletze er, indem er das Menschliche dem Nichtmenschlichen zum Opfer bringe. Schone man die Thierwelt, so werde man ungerecht gegen uns selbst; bediene man sich ihrer nicht, so mache man das eigene Leben elend, ja unmöglich: wir würden selbst eine Art thierischen Lebens führen müssen, wollten wir auf die Benutzung der Thiere verzichten."

5. „Um nämlich — so sagt man weiter — von den ungezählten Stämmen der Nomaden und Höhlenbewohner zu schweigen, welche kein anderes Nahrungsmittel als Fleisch kennen, was bliebe uns, die wir doch gebildet und menschlich zu leben glauben, was bliebe uns zu Land und Meer für Arbeit noch, welche wahrhafte Kunst, was diätetisch Schönes zuletzt noch übrig, wenn wir die Thiere als uns verwandt ansehen, nur mild und human mit ihnen umgehen wollten? Nichts bleibt zu nennen, kein einziges Hilfs- und Heilmittel gegen die alles Leben und alle Gerechtigkeit aufhebende Noth, wenn wir nicht das alte Gesetz und die Grenze festhalten, welche Zeus gesetzt hat, als er die Kreaturen verschieden schuf, wie Hesiod sagt:

Fische und Vögel und alles Gethier mag sich selber verzehren
Gegenseitig, denn ihm ist gerecht sein nun einmal unmöglich;
Aber den Menschen verlieh er Gerechtigkeit unter einander!" [5])

6. „Wer nun nicht gerecht gegen uns zu handeln vermag, gegen den haben auch wir keine Ursach gerecht zu sein! Denn wer diesen Satz nicht zugeben wollte, würde der Gerechtigkeit keine freie Bahn, ja nicht den schmalsten Steig übrig lassen. Nämlich, wie wir schon sagten, unsere Natur ist sich nicht selbst genug, sondern hat viele Bedürfnisse und braucht drum die Thiere: sonst würde man die menschliche Natur ganz aufheben oder doch auf ein elendes unnatürliches auch das Nöthigste entbehrende Leben einschränken. Die ersten Menschen, so sagt man weiter, hätten übrigens durchaus nicht glücklich gelebt, denn ihr Aberglaube habe sich nicht auf die Thiere beschränkt, sondern auch auf die Pflanzenwelt ausgedehnt. Denn wer thue nun größeres Unrecht, wer einen Ochsen oder ein Schaf schlachtet oder eine Pinie oder Eiche fällt?? Nach der Lehre von der Seelenwanderung haben ja auch diese Seele." — Dies sind die Hauptgründe, welche von Stoikern und Peripatetikern angeführt werden.

7. Die Epikureer holen, wie bei einem Stammbaum, weiter aus. „Die alten Gesetzgeber, sagen sie, sahen auf die Gemeinsamkeit des menschlichen Lebens, und auf die Gegenseitigkeit unserer Handlungen, bezeichneten daher die Töbtung des Menschen als gottlos und belegten sie mit nicht geringen Strafen. Eine gewisse natürliche durch Aehnlichkeit der Gestalt und der Seele bedingte Zuneigung des Menschen zum Menschen bewirke, daß er zum Mord eines lebenden Wesens dieser Art seine Hand schwerer ausstrecke, als jener Wesen, welche zu tödten Sitte geworden ist. Der Hauptgrund aber, weshalb man dies so tief verabscheuet, und so hart bestraft sei der, daß es dem Gesammtwohle nicht dienlich sei. Wer von diesem Princip

der Nützlichkeit der Institution ausgeht, bedürfe keines weiteres Grundes um von diesem Verbrechen fern zu bleiben; wer das aber nicht hinreichend fassen könne, nun, der werde durch die Härte der Strafe vom Morde abgeschreckt werden, und Beides, sagen sie, treffe auch heute noch zu. Denn wer das Nützliche des Gesetzes begreift, der befolgt es gern; die es aber nicht begreifen könnten, thäten dasselbe aus Furcht vor den Drohungen des Gesetzes, und nur um ihrer willen sei eigentlich solch' Gesetz gegeben."

8. „Von Anfang ist ja kein einziges geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz von Allen die jetzt bestehen oder überhaupt weite Geltung erlangten, durch die Gewalt festgestellt, sondern durch die Zustimmung derer, die sie bedurften. Durch Klugheit des Geistes, nicht durch Körperstärke und sklavischen Herrendienst der Menge gelang die Einführung solcher Gesetze; nachmals kamen die Einen, die es bisher nicht verstanden oder nicht beobachtet, zur Erkenntniß derselben, Andere aber werden nur durch die Höhe der Strafandrohung bestimmt. Bei mangelnder Einsicht in die Nützlichkeit gab es gar kein anderes Mittel, als — den Schrecken der Strafe, der auch jetzt allein verhüte, daß die Betreffenden öffentlich oder insgeheim Böses thun. Vermöchten Alle das Nützliche zu begreifen und sich dessen auch stets zu erinnern, so bedürfte es ja keiner Gesetze, sondern man würde, was verboten ist, freiwillig meiden, und was geboten ist, von selbst vollbringen: die Einsicht in das Gute und Böse genügte zur Wahl des Einen und zur Verwerfung des Andern; aber der Strafe drohende Hand zielt auf die, welche das Gute nicht verstehen, denn drohend zwingt sie den Leidenschaften zu gebieten, die zum Schlimmen führen und so nöthigt sie zugleich mit Gewalt die Pflicht zu erfüllen."

9. „Selbst die Tödtung wider Willen lassen die Gesetzgeber nicht ohne Strafe, um denen keinen Vorwand zu geben, welche unfreiwillige Thaten etwa freiwillig nachahmen möchten und um zugleich der Vermehrung wirklich unfreiwilliger Tödtungen vorzubeugen. Denn diese waren ja eben so schändlich wie die freiwilligen. Da aber ein Theil der unfreiwilligen Tödtungen aus unbekannten Ursachen entstanden, die für die menschliche Natur unvermeidlich waren, ein anderer aber durch Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit veranlaßt wurde, so wollte man die verderbliche Leichtfertigkeit verhüten und ließ auch unfreiwillige Tödtungen nicht ohne Strafe und bewirkte durch die Furcht vor der Strafe die Verminderung der Fälle. Ich glaube übrigens, daß die Pflicht gesetzlich zulässige Tödtungen doch durch Reinigungsopfer zu sühnen, von den Alten deshalb eingeführt ist, um den Men=

schen vom freiwilligen Tödten so weit ab als möglich zu führen, denn sie bedurften gewiß von allen Seiten der Hindernisse, wenn sie das „nicht Nützliche" nicht doch gelegentlich thun sollten. Die das zuerst bedachten, setzten also nicht nur Strafen fest, sondern führten auch noch eine andere gedankenlose Furcht als Motiv ein, indem sie sagten, wer auf was immer für eine Weise einen Menschen getödtet habe, der sei unrein, so lange er durch Sühneopfer sich nicht gereinigt habe! So findet sich, mannichfach geleitet, die unbewußte Seele zuletzt in die bestehende Sitte, und so ließen die alten Bildner des Volkes verschiedene Mittel auf die unvernünftigen Affekte und Leidenschaften wirken, und eines davon war eben dies, daß sie sich unter einander ohne Richterspruch nicht tödten durften."

10. „Was die übrigen Wesen betrifft, so haben die ersten Gesetzgeber in diesen Dingen allerdings dieselben zu tödten verboten, denn das „Nützliche" ergab sich für sie ja aus dem uns entgegengesetzten Prinzip. Es war nämlich unmöglich zu bestehen, wenn man sich nicht gegen die mit uns lebende Thierwelt vertheidigen wollte. Einige der damaligen freiesten Geister erinnerten sich nun, daß sie des gegenseitigen Tödtens sich deshalb enthalten, weil das zum Heile nothwendig sei und so zogen sie nun die Konsequenz und sagten den Gemeinschaften, daß sie der verwandten Geschöpfe sich ebenfalls zu enthalten hätten um des Gemeinwohls willen, in welchem das Heil jedes Einzelnen beruhet. Die Konzentrirung der Menschen aber in einzelnen Punkten sowie ihre Enthaltung von gegenseitiger Tödtung war äußerst nützlich, nicht nur gegen die Angriffe seitens der Thierwelt, sondern auch gegen feindselige Menschen. Eine Zeit lang enthielten sie sich daher der verwandten Thierwelt allerdings und fanden es in beiden Beziehungen nützlich: nach längerer Zeit aber, als sich die Menschen durch Vermehrung verbreitet hatten und die Thierwelt vor ihnen zurückwich, da trat auch die Frage, was zur gemeinsamen Ernährung nütze sei, wieder auf, und zur Beantwortung genügte nicht mehr die bloße Erinnerung an das Bisherige."

11. „Von da an suchte man stetiger denen entgegen zu treten, welche zum Tödten schnell bei der Hand waren und so, die Ueberlieferungen vergessend, die menschliche Gesellschaft unsicher machten. Aus diesem Bestreben gingen die Gesetzgebungen hervor, wie wir sie noch jetzt in Städten und Völkern haben, indem die Menge ihnen gern folgte, weil sie mehr Sinn für die Nützlichkeit des dichteren Zusammenlebens zeigte. Das Gefühl der Sicherheit aber steigerte sich, wenn es gestattet war, alles Schädliche zu tödten und wenn man

Alles, was diesem Tödten förderlich war, conservirte. So wurde das Eine zum Gesetz und das Andere ward nicht mehr verboten. Man kann nicht einmal sagen, daß das Gesetz uns nun gestatte, nur gewisse Thiere zu tödten von denen, die der Menschheit an sich schädlich oder unter besondern Verhältnissen nachtheilig seien. Denn es giebt sozusagen nicht Eines, das, vom Gesetz der Tödtbarkeit verschont, uns nicht verderblich werden könnte, während es in der jetzt beschränkten Zahl uns nützlich ist, denn das Schaf, der Ochse und dergleichen gewährt uns mancherlei Nutzen zum Leben; in beliebiger Masse und Ueberzahl aber würden sie unserm Leben schädlich werden: die Einen würden ihre Stärke gegen uns wenden, wozu sie hinreichende Macht hätten, die andern würden uns alle der Erde entsprossende Speise abweiden. Auch dergleichen Thiere zu tödten, ist also nicht verboten, damit sie nur in nützlicher leicht zu beherrschender Anzahl vorhanden seien. Denn gleichwie Löwen, Wölfe und alle wilden Thiere, große wie kleine, auch in der kleinsten Anzahl unser Leben nicht fördern können, wenn diese überschritten würde, ebenso auch Ochsen, Pferde, Schafe und alles zahme Vieh. Darum also vernichten wir jene gänzlich, und diese, sobald ihrer zu viele werden."

12. „Aus ähnlichen Gründen stammt auch die Gesetzgebung, welche sich auf den Genuß des Thierfleisches bezieht. Denn ob etwas zu genießen sei hängt davon ab, ob dies nützlich sei oder nicht. Daher ist es pure Thorheit zu behaupten, daß das, was edel und gerecht sei, bedingt werde durch das Gesetz. Nicht so verhält sich die Sache, sondern wie es bei allen „nützlichen" der Gesundheit zuträglichen Dingen ist: wir täuschen uns häufig sowohl in der herrschenden Sitte als in unseren persönlichen Meinungen. Niemand macht die Gesetze allen recht: die einen übergehen etwas als gleichgültig, die anderen haben gerade darüber die entgegengesetzte Meinung und sagen, was nicht allen nützt, ist gerade im Besonderen nützlich. Daher halten sie sich dann gerade an das von der Sitte Abweichende und finden, daß das, was ihnen persönlich frommt, auch zum gemeinsamen Wohle diene. Dies ist besonders der Fall hinsichtlich der Gesetzgebung der meisten Völker bezüglich des Thiertödtens und Thierfleischessens, indem diese nach der Landeseigenthümlichkeit verschieden ist, und daher sind wir durch diese nicht gebunden, da wir nicht alle bei einander an einem Orte wohnen. Wenn man nun mit den Thieren, wie mit den Menschen, einen Vertrag schließen könnte, daß sie uns nicht tödten und wir ohne Rechtsspruch auch sie nicht, so könnte man allerdings die Gerechtigkeit soweit ausdehnen: es würde ja dazu dienen,

Sicherheit zu gewähren. Da es aber unmöglich war, unvernünftige Thiere an Gesetz und Recht zu betheiligen, so mußte man sich vor solchen lebendigen Wesen, noch mehr als vor leblosen, zu schützen suchen, und nur das Recht sie zu tödten, welches wir jetzt besitzen, konnte diesen zureichenden Schutz gewähren." So etwa lehren die Epikureer.

13. Es erübrigt noch anzuführen, was die gewöhnlichen Leute einzuwenden pflegen. „Die Alten, so sagen sie, enthielten sich des Fleischgenusses nicht aus Frömmigkeit, sondern weil sie den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten. Sobald sie sich aber auf diesen verstanden, hielten sie ihn hoch und heilig, nannten es Heerd, wurden Heerdgenossen und fingen nun an Thierfleisch zu genießen, denn es sei für den Menschen naturgemäß gekochtes Fleisch zu genießen, nur es roh zu essen sei gegen seine Natur. Also erst nachdem man das Feuer zu brauchen gelernt, sei man naturgemäß durch die Kochkunst zum Fleischgenuß gelangt, denn allerdings „Rohfleischfresser" seien die wilden Bestien genannt und ein Schmachwort sei das

„Roh ihn verschlingen, den Priamus"[6])

und jenes andere:

.... roh zu verschlingen[7])
„Dein zerschnittenes Fleisch ...."

denn gottlos sei solch Fleischessen (aber human) das

„und setzte vor sie die goldenen Becher".[8])

Anfangs also genoß man keine beseelten Wesen, denn der Mensch ist kein rohfleischfressendes Thier; mit dem Feuergebrauch aber ward Sitte: Fleisch und andere Dinge zum Genuß mit Feuer zu bereiten. Denn, daß der Mensch kein Rohfleischesser ist, zeigen verschiedene nur von Fischen lebende Völker, denn sie dörren die Fische erst auf sonneglühendem Felsen oder Sande: daß er aber ein Esser des zubereiteten Fleisches ist, dafür zeugt, daß kein Volk sich des Genusses beseelter Wesen enthält, und ist da auch zwischen Griechen und Nichtgriechen kein Unterschied."

14. „Wer nicht will, daß man Thiere esse und es für unrecht hält, der wird auch sagen, man dürfe sie nicht tödten und sie des Lebens berauben. Nun aber ist uns gegen die Thiere ein gerechter Krieg angeboren: denn einige, z. B. Löwen und Wölfe, greifen uns von selbst an; andere nicht freiwillig, z. B. die Schlangen, die uns nur stechen wenn wir sie treten; also sie greifen den Menschen an, oder zerstören wenigstens die Früchte. Für das Alles rächen wir uns und tödten die Thiere, mögen sie uns einzeln gereizt haben oder

nicht, damit uns nichts Böses von ihnen widerfahre. Wer eine Schlange sieht, tödtet sie, wenn er kann, damit nicht er selbst oder ein anderer von ihr ohne Weiteres gestochen werde: und das macht nicht sowohl der Haß gegen die Tödtenden, sondern die Liebe des Menschen zum Menschen. So gerecht also der Krieg gegen die Thierwelt ist, so enthalten wir uns doch vieler solcher Thiere die im Umgange mit den Menschen leben. Griechen essen daher weder Hunde, noch Pferde, noch Esel. Das Schwein aber essen sie, weil sie dies zahme Vieh für gleichartig mit dem wilden halten; ebenso das Geflügel. Das Schwein taugt ja auch zu gar nichts sonst als — zum Essen. Phönizier und Juden enthielten sich desselben nur deshalb, weil es in jenen Gegenden überhaupt nicht gedieh, wie es denn in Aethiopien bis auf den heutigen Tag gar nicht vorkommen soll. So wenig also die Griechen Kameele oder Elephanten den Göttern opfern, weil Griechenland diese Thiere nicht erzeugt, so wenig wurden in Cypern oder Phönizien Schweine geopfert, denn es gab dort keine. Aus gleichem Grunde opfern auch die Egypter keine Schweine. Daß aber manche Menschen dies Thier nicht essen mögen, kommt eben daher, weshalb wir uns scheuen ein Kameel zu verzehren."

15. „Weshalb aber sollte denn jemand sich überhaupt vom Fleischessen enthalten? Soll's denn seiner Seele oder seinem Körper schaden? Offenbar ist keines von beiden der Fall. Die fleischfressenden Thiere sind ja viel klüger als die anderen, denn sie verstehen die Jagd und üben diese Kunst, die ihnen Unterhalt giebt, und haben Kraft und Stärke wie Löwen und Wölfe. Das Fleischessen schadet also weder dem Leibe noch der Seele. Das erhellt auch daraus, daß die Athleten ihre Körper durch Fleischessen stärken und daß die Aerzte Schwächlichen durch Fleischessen aufhelfen: kein geringer Beweis dafür, daß Pythagoras hierin irrte. Keiner der Weisen ist ihm gefolgt, weder von den Sieben, noch die späteren Physiker, noch Sokrates der Weiseste, noch dessen Schüler." [9])

16. „Uebrigens folgen ja auch alle Menschen dieser Lehre. Wohinaus sollte es denn auch mit der Vermehrung der Thiere? Wie fruchtbar das Schwein, der Hase ist, — weiß jeder. Dazu die Nachkommenschaft all' der anderen Thiere, — wo sollte denn genug Weide für sie herkommen? Und was würde der Landmann sagen? Seine Saaten werden zerstört und den Zerstörer tödtet er nicht, — nun, — so wird die Erde nicht mehr die Masse der Thiere tragen, sie werden sterben und durch ihre Fäulniß Verderben bringen, keine Rettung wird es geben aus dieser Pest: Meer, Strom und See wird

von Fischen strotzen, die Luft von Geflügel und der Erdboden wird von Reptilien starren!"

17. „Wie Viele ferner würden keine Heilung finden, wenn sie kein Fleisch essen sollten? Denn die Blinden werden sehend durch Schlangenessen. Ein Sklave des Arztes Kraterus gerieth in eine fremdartige Krankheit, so daß ihm das Fleisch von den Knochen fiel, alle Gifte waren wirkungslos: als er aber eine nach Art eines Fisches zubereitete Schlange aß, ward er gesund und das Fleisch an ihm wieder fest. Auch viele andere Thiere und Theile von Thieren heilen Krankheiten. Das alles entgeht dem, der den Fleischgenuß verschmähet."[10])

18. „Wenn nun aber gar, wie man sagt, die Pflanzen Seelen haben, was soll aus unserm Leben werden, wenn wir weder Thiere noch Pflanzen essen sollen?[11]) Wenn aber es keine Sünde ist, Pflanzen zu schneiden, so ist's also auch keine, Thiere zu tödten."

19. „Es könnte indessen jemand sagen, man dürfe doch nichts Gleichartiges tödten, die Thierseelen aber seien mit den unserigen gleichen Wesens![12]) Wenn man indessen zugiebt, daß die Seelen wandern und daß sie den Wechsel lieben, weil in ihm aller Genuß liegt, warum sollten sie nicht auch wieder menschliche Natur annehmen? Wenn sie denn aber wandern und den Wechsel lieben, so muß ihnen ja der Tod willkommen sein, denn desto eher werden sie wieder Mensch! Das Essen der Körper würde den Seelen ja keinerlei Schmerz mit angeboren werden lassen, denn diese sind ja dann von jenen schon ganz getrennt. Sie müssen sich vielmehr danach sehnen Mensch zu werden und gleich wie sie trauern, wenn sie in Thiere sich wandeln müssen, werden sie jauchzen, wenn sie die Thierkörper wieder verlassen können, denn desto kürzer ist ihr Weg zum Mensch-werden, und der Mensch ist es, der über alle Thiere herrscht, wie ein Gott herrscht über die Menschen. Daß wir also die Thiere tödten, weil sie selbst gottlos sind, indem sie uns tödten, ist ganz zureichend begründet; denn wenn die Menschenseelen unsterblich, die Thierseelen aber sterblich sind, so thun die Menschen kein Unrecht, wenn sie die vernunftlosen Thiere tödten; sind aber die Thierseelen unsterblich, so frommt es ihnen, wenn wir sie tödten, denn desto mehr verhelfen wir ihnen zu schneller Menschwerdung."

20. „Sich vertheidigen ist überhaupt kein Unrecht, sondern Abwehr eines Unrechtes. Sind nun die Seelen unsterblich, so frommt es ihnen noch, wenn wir ihre Körper tödten; sind aber die Thierseelen sterblich, so thun wir nichts gottloses; denn wenn wir uns nur

vertheidigen, wie thäten wir denn Unrecht? Schlangen und Skorpionen, auch wenn sie uns noch nichts gethan haben, tödten wir, damit nicht ein Anderer durch sie zu leiden habe und so vertheidigen wir unser ganzes Geschlecht. Wenn sie also uns oder den mit uns lebenden Thieren oder den Früchten schädlich sind, so ist klar, daß wir recht thun sie zu tödten."

21. „Wenn es denn aber jemand doch für unrecht halten sollte, nun, der dürfte auch keine Milch, keine Wolle, keine Eier, keinen Honig genießen! Denn wie Du dem Menschen Unrecht thust, wenn Du ihm seinen Rock nimmst, so auch dem Schafe, wenn Du es scheerst: die Wolle ist sein Kleid! Und die Milch entstand nicht für Dich, sondern für die schon geborenen Jungen. Und die Biene sammelte sich den Honig zu ihrer Speise, Du aber nimmst ihr ihn Dir einen Genuß zu bereiten! Ich schweige vom Glauben der Aegypter, die es für Unrecht halten, Pflanzen zu tödten!! Sind diese aber um unserer willen da, so sammeln auch die Bienen den Honig für uns, und die Wolle wächst auf den Schafen, damit sie uns Schmuck und Schutz sei."

22. „Und wenn wir den Göttern unsere Frömmigkeit beweisen wollen — so opfern wir Thiere! Unter ihnen hat Apollo selbst den Beinamen des „Wolftödters", und Diana heißt die „Jägerin"! Alle Halbgötter und Heroen, die doch an Ahnen und Tugend uns weit übertreffen, billigten das Fleischessen ebenfalls, so daß man den Göttern Dodekaden und Hekatomben[13]) darbrachte, Herkules aber wird ja unter anderem deshalb gepriesen, weil er ein „Ochsenesser" war."

23. „Wenn man sagt, Pythagoras habe mit seinem bezüglichen Verbote principiell verhüten wollen, daß sich die Menschen selbst verzehren, so ist das thöricht. Denn wenn die Zeitgenossen des Pythagoras sich wirklich gegenseitig verzehrten, so war es lächerlich den Menschen das Tödten auch der Thiere zu verbieten, damit sie aufhörten sich selbst aufzufressen, denn das mußte gerade im Gegentheil dazu anreizen, da es den Genuß von Menschenfleisch und von Schwein- und Ochsenfleisch auf eine Linie stellt. Waren sie aber damals keine Menschenfresser, was hätte es dann dieser Lehre bedurft? Gab er sich und seinen Anhängern dennoch dies Gesetz, so ist das eine schimpfliche Voraussetzung, denn es würde bedeuten, daß die Genossen des Pythagoras auch Menschenfresser gewesen seien."

24. „Das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte, würde in der That geschehen sein. Denn wenn wir kein Fleisch essen dürfen, würde uns nicht nur ein reicher Schatz und hoher Genuß verloren gehen, wir würden selbst die von den Thieren verwüsteten Fluren

einbüßen. Voll Schlangen und Vögel würde die Erde sein; man würde kaum ackern können und was man säete, würden sofort die Vögel fressen, und was ja zur Reife käme, würde von den Vierfüßlern vernichtet werden und so würde eine solche Hungersnoth entstehen, daß in der That eine bittere Nothwendigkeit die Menschen gegen einander selbst kehren würde!"

25. „Dazu kommt, daß die Götter selbst Vielen Verordnungen gaben, wie sie vermittelst der Thiere sich heilen sollten, und die Geschichte ist voll von Beispielen, daß sie geboten ihnen Thiere zu opfern und vom Opferfleisch zu genießen. Auf dem Rückzuge der Herakliden kamen die gegen Lakonien operirenden Truppen des Eurysthenes und Prokles in Proviantnoth und aßen Schlangen, welche die Erde dem Heere gab. Einem anderen Heere, das in Lybien Mangel litt, boten sich ganze Wolken Heuschrecken dar. Etwas Aehnliches trug sich bei den Gabirenern zu. Bogus nämlich war König der Maurusier, derselbe, welcher vom Agrippa in Methona ermordet wurde. Dieser belagerte einst den dortigen äußerst reichen Tempel des Herkules.[14]) Die Priester aber hatten ein Gesetz, den Altar täglich mit Blut zu besprengen. Damals zeigte sich nun eben, daß dies nicht nach der Menschen-, sondern nach des Gottes eigenen Willen geschah. Als nämlich die Belagerung sich lange hinzog und die Opferthiere ausgingen, hatte der Priester in seiner Noth folgenden Traum: Er glaubte mitten zwischen den Säulen des Herkules zu stehen und zu sehen wie ein Vogel sich über dem Altare niedergelassen und versucht habe auf ihn hinzufliegen, wobei derselbe in seine Hände gerathen, der Altar aber mit Blut bespritzt worden. Nach diesem Traume früh erwachend stand er auf und ging zum Altar. Als er nun dastand, gerade wie im Traume, und nach dem Thurme blickte, sah er einen Vogel, ganz wie den im Traume, und blieb stehen in Hoffnung, daß der Traum sich erfülle. Der Vogel aber ließ sich nieder und setzte sich auf den Altar, gerieth so in des Priesters Hände, wurde geopfert und der Altar mit Blut besprengt."

„Noch merkwürdiger ist, was sich in Cyzikus[15]) begab. Als dies nämlich von Mithridates belagert wurde, stand das Fest der Persephone bevor, an welchem ein Rind zu opfern war. Die Tempelheerden aber, aus denen das Opferthier zu nehmen war, weidete der Stadt gegenüber am andern Ufer, und das bestimmte Stück der Heerde war bereits ausgezeichnet. Als nun die Stunde kam, brüllte das Rind, und schwamm durch die Meerenge; und als die Wächter das Thor öffneten, lief es hinan und stellte sich am Altare und das

Opfer für die Göttin fand statt. Nicht mit Unrecht meint man daher: je mehr Opfer, desto mehr Frömmigkeit! Den Göttern selbst gefällt ja solch' Opfer wohl!"

26. „Was sollte übrigens aus einer Stadt werden, wenn alle Bürger dieser Meinung anhingen? Wie wollten sie gegen einen sie angreifenden Feind sich vertheidigen, wenn ihre Hauptsorge wäre, nichts zu tödten? Sie würde sofort erobert werden. Was sonst für Ungereimtheiten daraus fließen würden, würde zu lang zum Erzählen werden."

„Daß es aber nicht gottlos ist, Thiere zu tödten und zu genießen, das sieht man ja am Pythagoras selbst. Die Alten gaben nämlich den Athleten Milch zu trinken und angefeuchteten Käse zu essen; später aber verwarf man diese Diät und ließ ihre Nahrung aus getrockneten Feigen bestehen. Pythagoras aber gab zuerst diese Sitte auf und nährte die Gymnasiasten mit Fleisch, und diese wurden weit stärker. Einige behaupten, die Pythagoreer hätten auch selbst Fleisch gegessen, weil sie den Göttern Thiere geopfert!"

Dies ist es, was sich beim Klodius, beim Heraklid von Pontus, bei Hermachos dem Epikureer, bei den Stoikern und Peripatetikern über diese Sache findet, und darin ist auch mit enthalten, was wir von Euch vernommen haben. Indem wir uns nun anschicken, diese und sonstige Meinungen der Menschen alle zu widerlegen, haben wir noch einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

27. Vor Allem wisse man also, daß meines Wortes Mahnung sich nicht schlechtweg auf aller Menschen Leben bezieht: sie gilt weder den Handwerkern noch den Athleten, Soldaten, Schiffern, Rhetoren noch überhaupt Denen, die dem Geschäftsleben angehören, als solchen, sondern allein dem Menschen, welcher darüber nachgedacht, wer er ist, woher er kam, wohin er zu gehen hat, und der sich daher bezüglich der Diät und sonst nicht scheut, von dem bloßen Herkommen abzuweichen. An die anderen soll man kein Wort verlieren! Denn im heutigen sozialen Leben soll man nicht die gleiche Mahnung an diejenigen richten, welche schlafen, und wenn es geht, das ganze Leben lang schlafen möchten und von allen Seiten her sich Schlafmittel suchen, und an diejenigen, die den Schlaf sich aus den Augen reiben und alles thun, um wach zu sein. Denn jene wollen nur hören von Schmaus und Rausch und Völlerei; von kühlem Haus, von weichem, reichem und, wie die Dichter sagen, molligem Pfühl, und von allen Mitteln, die Betäubung schaffen und Vergessenheit, sei es durch Düfte

oder Salben, durch getrunkene oder gegessene Gifte! Diese dagegen wollen den Trunk reinen Wassers ohne Wein, eine leichte Speise, höchst gering, aber lichte Wohnung und voll reiner frischer Luft, die stärkste Anspannung der Gedanken und Sorgen und ein Lager schlicht und hart! Ob wir nun freilich von der Natur hierzu, ich meine zum Wohlsein, geboren sind, sodaß wir dem Schlaf uns so wenig als möglich hingeben, da wir nicht im Lande derer sind, die immer wachen, oder ob wir nicht etwa vielmehr zum Schlafen bestimmt sind, das würde — allerdings ein besonderes Buch bedürfen und schwieriger Beweisführungen!!

28. Wer aber das Blendwerk unseres jetzigen Lebens und der Welt, in der wir uns bewegen, einmal erkannt hat, wer es weiß, daß er von Natur kein Schlafthier ist, aber begreift, daß die Welt, in der er lebt, ihn dazu macht, — der ist's, mit dem wir reden wollen, dem wollen wir eine seiner Einsicht entsprechende Diät empfehlen und wollen bitten, daß man die Schläfer ja in ihren Betten lasse, denn wir wollen uns hüten, daß, gleichwie man augenkrank wird von Augenkranken und gähnen muß mit Gähnenden, nicht auch wir voll Nickens und Schlafens werden in einer Welt, so ganz geeignet, die Augen krank und den Kopf schwer und stumpf zu machen durch ihren Dunst! Und wenn die Gesetzgeber ihre Gesetze gaben, um zu einem denkenden Leben, zu einem vernünftigen Dasein zu erziehen, so mußten wir ihnen folgen und die Gesetze ihrer Lebensweise annehmen: wenn diese aber auf die sogenannte naturgemäße gemischte Diät hinblicken, um das zum Gesetz zu erheben, was der Menge gefällt, die doch Gut und Böse nur in den Außendingen der Sinnenwelt sieht, — wie sollte da jemand dazu kommen, diese ihre Gesetze vorzuziehen und ihnen seine eigene Lebensweise unterzuordnen, die weit besser ist als all diese geschriebenen, der Menge geltenden Gesetze, und die selbst vielmehr dem ungeschriebenen, dem göttlichen Gesetze folgt? Denn so verhält sich's wirklich!

29. Die uns beglückende Weisheit besteht nicht, wie man wohl denken könnte, in Lehrgebäuden und Wissensqualm, noch erhält sie aus dergleichen irgend einen Zuwachs, sonst hinderte ja nichts, daß, wer alles Wissen in sich gesammelt hätte, nun auch glücklich wäre.

Keinerlei Wissen giebt das Wesen der Weisheit, nicht einmal das Wissen von den ewigen Dingen, wenn nicht die entsprechende Artung und Lebensweise hinzukommt. Denn wie bei jedem Ziele, so lehrt man mit Recht, kommt es auf dreierlei an: nämlich darauf, daß wir

zur Erkenntniß der wirklichen Wahrheit gelangen, und daß im Streben danach der Wissende mit dem Gewußten nach seiner ganzen Kraft zusammenwachse. Denn jeder wird nur, was er eigentlich schon ist, und nicht mit Fremdartigem, sondern nur mit sich selbst hat er bewußt identisch zu werden: sein wirkliches Selbst aber ist die Vernunft, so daß sein Ziel ist, vernünftig zu leben. Hierfür aber hat alles äußere Lehren und Wissen wohl einen regulativen aber keinen absoluten Werth. Genügte zum Glücklichsein, daß man viel Wissen sammelt, so wäre es ja möglich, des Lebens Ziel zu erreichen, ohne Rücksicht auf unsere Ernährung und sogar ohne Rücksicht auf unsere Thaten. Da wir aber umgekehrt durch Vernunft und That geläutert das jetzige Leben umzugestalten haben, wohlan, so wollen wir untersuchen, wie und wodurch wir dahin gelangen.

30. Was nun über die Sinnenwelt und ihre Stürme uns empor zu einem vernünftigen, nüchternen, ruhigen Leben erhebt, ist das nicht der Art? Das Entgegengesetzte aber, ist es nicht ungehörig und verwerfenswerth, und zwar um so mehr, je weiter es von jenem abzieht? Wo das hinführt, ist von selbst klar. Wir gleichen Leuten, die zu fremden Völkern verbannt oder ausgewandert, von den in- und auswärtigen Angelegenheiten, von ihren Sitten und Gesetzen, die uns interessiren, gleichsehr in Anspruch genommen werden. Kehrt nun einer in seine Heimath zurück, so trägt er nicht nur für die Reise Sorge, sondern besonders dafür, daß er alles Fremdartige, was er etwa angenommen, ablege, dagegen auffrische alles, wessen er sich entwöhnt und ohne was man ihn daheim nicht würde haben mögen. Ebenso müssen wir, wollen wir zu unserer ureigenen Natur zurückkehren, alles, was der vergänglichen Natur angehört, sammt der Neigung zu ihr, durch die wir uns so tief erniedrigten, bei Seite lassen, müssen uns unserer seligen und ewigen Wesenheit erinnern und im Streben nach den ungefärbten ewigen Dingen in zwei Gedanken aufgehen: einmal, daß wir das Irdische, Sterbliche ablegen wollen, dann, daß wir zu diesem unseren Ziele auf entgegengesetzte Weise hinaufgelangen müssen, wie wir von ihm herabgesunken sind. Denn wir waren und sind noch jetzt lautere Wesen, rein von aller Sinnlichkeit und Unvernünftigkeit. Aber wir wurden in das Sinnliche verstrickt in Folge der unvollkommenen Gemeinschaft unseres Wesens mit der ewigen Vernunft und durch die Macht, die uns in den jetzigen Zustand zog. Denn wie ein schlechter Boden trotz guter Weizensaat nur Unkraut trägt, so sprossen, wenn unsere Seele nicht fest im Geiste ist, nur sinnlich-körperliche Regungen

aus ihrem schlechten Grunde auf, obwohl durch diese Geburt des Bösen ihre Wesenheit nicht zerstört, sondern sie eben dadurch nur mit dem Sterblichen verbunden, zu dem Gegentheile ihrer selbst herabgezogen wird.

31. Wollen wir daher zu unserem Urzustand zurückkehren, so müssen wir mit aller Kraft uns bemühen, von unseren sinnlichen Regungen und Illusionen und von allen daraus fließenden sinnlosen Leidenschaften uns loszumachen, außer soweit die Nothwendigkeit der Fortpflanzung dies erfordert. Wir müssen alles genau ordnen, was auf den Geist sich bezieht, damit wir ihm aus dem Kampf gegen die Unvernunft Frieden und Ruhe erzeugen, damit wir von Vernunft und vernünftigen Dingen nicht blos hören, sondern ihrer Erkenntniß selbst uns erfreuen, unsere Geistnatur wiederherstellen und durch sie in Wahrheit leben lernen, und nicht ein bloßes Scheinleben im Körper führen. Abwerfen müssen wir unsere vielen Gewänder, das äußere sowohl als jene lederähnlichen, die wir innen tragen: frank und frei müssen wir in den Kampfplatz eintreten, um in den olympischen Spielen der Seele den Preis zu erringen! Der Anfang dazu ist aber das Entkleiden, denn ohne das ist kein Kämpfen! Da nun die hemmenden Gewänder theils äußere, theils innere sind, so ist auch ihr Ablegen theils ein offenes, theils ein verborgenes. Offerirtes also nicht essen, nicht annehmen, das ist das Offene; aber danach auch kein Verlangen tragen, das ist das Geheime! Darum, sagen wir, muß man nicht blos der Dinge selbst sich enthalten, sondern auch der Neigungen und Sehnsucht danach. Denn was hülfe das, sich der That enthalten, wenn nicht auch der Ursachen, daraus sie entspringt?

32. Diese Trennung nun kann mit Gewalt geschehen, oder auch durch allmähliche Ueberredung, aus Einsicht in die Gründe, mittelst Verschwindens, Vergessens, Ersterbens des Falschen, und das ist die beste Art des Loskommens und die gründlichste, denn sie tilgt aus den letzten Rest des Sinnlichen und die Spur gewaltsamen Loßreißens, und sie kommt, ohne daß man stetig darum sorgt. Eben diese Sorglosigkeit aber wird uns dadurch gewährt, daß wir immer zugleich mit dem stetigen Trachten nach Vernünftigkeit uns der sinnlichen Dinge enthalten, welche Leidenschaften erregen, und hierher gehört denn auch die Diät.

33. Gewisser Speisen also müssen wir uns ebenso enthalten, als aller der Dinge, welche geeignet sind, in unserer Seele Leidenschaften zu erwecken. Es ist das so zu betrachten. Aus zwei Quellen fließt die Sklaverei der Seele, zwei Quellen, aus denen trinkend sie Vergessenheit ihres eigenen Wesens und den Tod schlürft, nämlich die

Lust und das Leid! Diese aber werden durch das Sinnenleben, durch die sinnliche Auffassung der Dinge erzeugt und durch die daraus folgenden Vorstellungen, Meinungen und Erinnerungen, denn aus diesen eben entstehen die Leidenschaften und jene wohlgenährte Unvernunft, durch welche die Seele um und um getrieben und von der ihr ureigenen Liebe zum Ewigen abgezogen wird. Hiervon also muß man mit aller Kraft sich losmachen. Dieses Losmachen geschieht aber dadurch, daß man diesen aus dem Sinnenthum und der Vernunftlosigkeit erwachsenden Leidenschaften vorbeugend ausweicht, und zu dem Sinnenthum gehört das Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Tasten. Das Sinnenthum ist gleichsam die Metropole, von der wir eine ganze Colonie fremder Leidenschaften in uns beherbergen. Und nun habt nur Acht, wie eine jede in uns den Zunder und das Feuer wirft, bald im Schauspiel wettkämpfender Rosse und Athleten oder ausgelassener Ballete, bald im Anschauen der Frauen: das sind die Reize, die ihre Schlingen allerwärts werfen und die Unvernunft gefangen nehmen.

34. Hat die Empfindung einmal den inneren Heerd in Flammen gesetzt, an dem die äußeren Leidenschaften sich entzünden, dann strömt und rast und jauchzt die Seele in bacchantischem Taumel fort. Bald ist es das Gehör, das uns durch vernommene lose Reden und Schimpfworte in Flammen setzt, so daß die meisten außer sich gerathen, als hätte sie eine Tarantel gestochen, andere auch weibisch und feige werden. Bald ist es Räucherwerk und duftige Salben, wie bekannt die Liebesreizmittel für Liebhaber, die ihren Wahnsinn steigern. Und nun gar die Leidenschaften des Gaumens, was soll man von ihnen sagen, zumal sie eine doppelt schwere Fessel schmieden, theils durch die dadurch genährte Leidenschaftlichkeit überhaupt, theils durch die gewaltigen Wirkungen des Fleischgenusses im Besonderen. Denn Gifte sind, wie ein berühmter Arzt sagt[16]), nicht blos jene, welche die Medizinkunst liefert, sondern auch die täglichen zur Ernährung genommenen Speisen und Getränke, welche für die Seele viel tödtlicher noch wirken, als die Arzeneien auf die Zerstörung des Körpers. Körperliche Berührungen endlich versinnlichen den Geist nicht nur, sondern lassen ihn sogar nach Art der Thiere in unartikulirte Laute ausbrechen. Daher kommen dann jene Erinnerungen, Phantasieen und Meinungen, welche zusammen eine Legion von Uebeln, nämlich der Furcht, der Begierden, des Zornes, der Geschlechtsliebe, der Liebestränke, der Trauer, der Eifersucht, der Sorgen, der Krankheiten und ähnlicher Leidenschaften in die Seele jagen.

35. Viel Kampf kostet es daher, von dem allen sich loszumachen, viel Mühe, sich auch der Gedanken daran zu entschlagen, da wir Tag und Nacht mit dem Sinnenthum verflochten bleiben. Daher muß man, so viel man nur kann, die Orte vermeiden, wo man wider Willen in dergleichen Leidenschaften versetzt wird, und muß sich vor den Kämpfen der Versuchung, ja wenn Du willst, vor den Siegen in derselben ebenso hüten, wie vor der versuchungslosen Kampflosigkeit.

36. Daher rühmt man mit Recht von den Männern der Vorzeit, an Pythagoreern und anderen Weisen, daß sie theils die Einöden zu ihrer Wohnung erkoren, theils wenigstens die Tempel und sonstige Heiligthümer, von denen das Geräusch der Welt fern bleibt. Plato zog es vor, die Akademie zu bewohnen, einen nicht nur öden und von der Stadt abgelegenen, sondern — wie man wenigstens sagt — sogar ungesunden Ort; ja Andere schonten sogar ihrer Augen nicht, um ein desto ungestörteres beschauliches Leben nach innen zu führen. Wenn daher jemand meint, im Umgang mit den Menschen und in der Fülle von Aufregungen selbst unaffizirt bleiben zu können, der täuscht sich selbst sowie diejenigen, welche ihm Glauben schenken, und er übersieht ganz, wie sehr er unwillkürlich ein Sklave der Sinnentriebe wird, indem er von der Menge sich nicht fern hält[17]) Denn nicht ein thörichter, die Natur der Dinge mißkennender Ausspruch ist es, wenn der Philosoph sagt: „sie wissen von Kind auf nicht, wo der Weg nach dem Markte geht, noch wo das Richthaus oder Rathhaus oder sonst ein Stadthaus ist; Gesetze und Verordnungen, so mündliche als schriftliche, hören und sehen sie nicht; das Gunstsuchen der Genossenschaften bei den Behörden, ihre Gesellschaften, Gastmähler und musikalischen Kommersche zu frequentiren kommt ihnen nicht im Traume bei; ob in der Stadt ein Malheur passirt ist, ob von den Alten wem, sei's Mann oder Frau, etwas Uebles zugestoßen, das ist ihnen so unbekannt, wie etwa der Tonnengehalt des Meeres. Ja, daß sie das alles nicht wissen, das wissen sie nicht einmal, so wenig entspringt ihre Enthaltung aus Ehrgeiz, sondern in der That weilt nur ihr Körper in der Stadt und bewegt sich da mit umher, während ihr Geist das alles für klein, für gar nichts achtet, es also verschmäht und wie Pindar sagt, wohl alle Fernen durchreist, aber niemals sich mit den sie umgebenden Dingen identifizirt.“

37. Damit wollte Plato sagen, daß, nicht wer sich ihnen hingebe, sondern wer den Dingen um uns her sich entzöge, der werde leidenschaftslos sein. „Sie wissen den Weg nicht“, sagt er daher, „noch das Richthaus, noch Rathhaus, noch sonst etwas.“ Er sagt

nicht: „sie wissen es und gehen hin, lassen sich dort anregen, wissen aber nicht, ob sie sich dessen bewußt sind"; sondern im Gegentheil sagt er: „sie halten sich fern, sie kümmern sich so wenig darum, daß sie gar nicht wissen, daß sie es nicht wissen." Weiter sagt er: „zu Schmaußereien zu gehen, fällt ihnen nicht im Traume ein"; noch viel weniger also werden sie sich unglücklich fühlen, wenn ihnen ein Bischen Bouillon oder ein Stückchen Fleisch entginge! Gestatten sie sich's denn auch nur? Ist es ihnen nicht ein Unbedeutendes, ein Nichts, vom Standpunkte der Enthaltung, aber ein Großes und zwar Verderbliches vom Standpunkte des Fleischessens?! Zeigen nicht die Beispiele in Wirklichkeit, daß das Göttliche auch das Beglückende, das Gottlose aber das Verderbliche ist? Wem nun werden die Weisen gleichen und wem nicht? Werden sie nicht ihr Leben so einrichten, daß es dem gleicht, dem sie ähnlich sein möchten, ein Leben schlicht, frugal und am allerwenigsten also voll vom Genusse beseelter Wesen?!

38. Wenn nun jemand über Diät streitet und behauptet, man müsse auch Thiere essen, und er ist nicht der Ansicht, daß man sich überhaupt aller Speise enthalten solle, so huldigt er nur den Leidenschaften und rühmt sich des Wahns, daß das, um was es sich handelt, gleichgültig sei. Ein Philosoph thut sich keine Gewalt an; trotz etwaiger Gewalt bleibt er ja doch was er war. Allein dennoch wird er nicht wähnen, etwas Gleichgültiges zu thun, wenn er sich Fesseln[18]) schmiedet. Darum wird er der Natur nur das Nothwendige gewähren, und zwar so spärlich und in so leichter Speise als möglich, denn Alles, was darüber ist, wird er als Wollustdienst verschmähen, weil er überzeugt ist, daß jener Ausspruch Recht hat: „das Gefühl ist gleichsam die eherne Fessel, die Leib und Seele zusammenhält", denn durch die Macht seiner Leidenschaft nietet und klammert es die Seele an den Verdauungsprozeß des Körpers. Wären die Gefühle für die Energie der reinen Seele keine Hindernisse, wie wäre es denn so gefährlich zu leben und von den Stürmen des Körperlebens unberührt zu bleiben?

39. Wie könntest Du denn auch urtheilen und sagen, was Du erlitten, wenn Du nicht wirklich gelitten, nicht wirklich von Dem, was zu leiden war, affizirt worden wärest? Der Geist ist immer selbstbewußt, wenn wir auch seiner nicht bewußt sind.[19]) Wer aber außer sich ist, nun, der ist ja eben draußen wo, und mit den Sinnen auf- und niederwogend läßt er sich von ihnen hinreißen, wohin sie wollen. Denn etwas Anderes ist es, der Sinnen-Dinge absichtlich nicht zu

achten, und etwas Anderes, indem man ihrer achtet, gar nicht bei sich selbst zu sein. Niemand wird auch — ohne Täuschung seiner selbst — zeigen können, daß Plato dies gestattet. Wer sich also den Genüssen von Speise und Trank, dem Besuch der Schauspiele, dem Rausch blos lachender Unterhaltung hingiebt, der ist kraft dieser Hingebung eben dort, wo seine Leidenschaft ist. Wer sich dagegen mit höheren Dingen befaßt und diese niederen ganz vernachlässigt, der wird freilich nicht nur bei den Thrazierinnen[20]), sondern beim Publikum überhaupt zum Gespött werden, ja er kommt wohl gelegentlich gar in Verlegenheit, — nicht als ob er selbst nicht bei sich wäre oder schlechthin Unvernünftiges wollte — das hat Plato nicht behauptet — sondern weil er seiner ganzen Natur nach bei Klatschereien nicht mitklatschen kann. In seiner Verlegenheit erscheint er dann lächerlich — und zwar erscheint er so, weil er über das Sichrühmen und Brüsten Anderer nicht blos scheinbar, sondern — wirklich lachen muß!!

40. Die Nichtbekanntschaft mit derlei Dingen stammt also aus freiwilliger Enthaltung von denselben, am allerwenigsten aber aus Unverstand, der sich in Behandlung derselben gezeigt hätte; gerade dies freiwillige Entsagen aber befähigt zu scharfem Erfassen der geistigen Dinge. Denn selbst Diejenigen, welche im Menschen zwei Seelen annehmen, legen ihm doch nicht ein doppeltes Bewußtsein bei[21]); das wäre ja, als wollte man zwei Thiere zusammenspannen und keins sollte vom Andern merken, was es thäte.

41. Wozu denn auch die Leidenschaften ertödten und ihnen absterben und danach täglich ringen, wenn es möglich ist, mitten im Rausch der Sinnenlust dem Geiste zu leben, ohne daß dieser Schaden nimmt? wie denn Einige sagen: „Der Geist ist es ja, der flucht, der Geist ist es, der hört!“[22]) Wenn Du aber auf's Feinste speisend und den süßesten Wein trinkend im Stande bist, bei unsichtbaren Dingen zu sein, warum kannst Du das nicht auch, wenn Du erlebst und thust, was auch nur auszusprechen nicht schicklich ist? Häufig genug ist die Knabenliebe! Meinst Du, daß die Seele nicht zu ihr hingezogen werde, weil es etwas Unsittliches ist? Was wäre das für eine Unterscheidung: Einiges soll uns affiziren, wenn wir uns damit befassen, Anderes soll unser Leben in geistigen Dingen nicht stören? Man kann auch gar nicht sagen, daß bei der Menge von den natürlichen Dingen Einiges für sittlich gelte, Anderes nicht. Sie sind allzumal übel, und müssen von dem, der vernünftig lebt, gleich der Geschlechtslust, gemieden werden, außer daß wir kraft unserer Natur ein wenig Speise nothwendig bedürfen. In dem Maße nämlich, als

die Sinne thätig sind, tritt das Bewußtsein zurück; je mehr das Vernunftlose in uns lebendig wird, desto mehr weicht die Vernunft, denn es ist unmöglich, daß wir hierhin und dahin gezogen, bei Entgegengesetztem zugleich sind; wobei wir überhaupt sind, da sind wir nicht theilweise, sondern ganz und gar betheiligt.

42. Die Meinung dagegen, daß man von seinen Sinnen heftig bewegt dennoch dem Uebersinnlichen, der Vernunft energisch dienen könne, hat auch schon vielen Nichtgriechen den Hals gebrochen, welche darob sorglos sich der Wollust jeder Art in die Arme warfen und meinten, man könne sich dem Allem gedankenlos überlassen und mit dem Geist bei anderen Dingen sein! Denn schon Manche hörte ich ihr Elend in der Art vertheidigen, daß sie sagten: „Nicht die Speisen schädigen uns, gleichwie auch das Meer durch schmutzigen Zufluß nicht unrein wird. Wir sind die Herren und essen Alles, wie das Meer Alles trinkt. Wollte das Meer seinen Mund schließen und die Zuflüsse nicht aufnehmen, so würde es an sich zwar noch groß, aber in Bezug auf die Welt klein erscheinen, sofern es den schmutzigen Zufluß nicht absorbiren könnte. Denn wollte es sich hüten vor jeder Verunreinigung, so könnte es sie nicht aufnehmen: aber gerade nimmt es Alles auf und findet darin seine Größe, sich vor nichts zu scheuen, was ihm zufließt. Wie also, sagen sie, wollten wir uns vor Speise scheuen, würden wir Sklaven der Furcht sein! Alles muß uns unterthan sein! Denn ein wenig wo gesammeltes Wasser wird freilich durch ein Bischen Schmutz verunreinigt und von ihm unterjocht, aber die Meerestiefe affizirt das nicht! So ist's auch mit der Speise: enge Diät macht uns zu Sklaven, aber ozeanweite Macht Alles zu genießen — und nichts verunreinigt uns!“ So täuschen sie sich selbst und thun natürlich, was aus ihren Selbsttäuschungen folgt: statt in die Freiheit, stürzen sie sich in des Elends Tiefe und kommen darin um. Das ist der Punkt, der auch von den Cynikern manche dahin brachte, Alles für erlaubt zu halten, indem sie an dem Grunde dieser Irrthümer hafteten, nämlich daß es sogenannte gleichgültige Dinge gebe.[23])

43. Ein vorsichtiger Mann, der den Lockungen der Natur mißtrauet und Acht hat auf des Körpers Eigenheit und die zwischen Leib und Seele bestehende Wechselwirkung kennt, der weiß, wie leicht die Leidenschaft ihre Stimme erhebt, wir mögen wollen oder nicht, sobald äußere Reize auf den Körper wirken und diese zu unserer wirklichen Empfindung gelangen: diese Empfindung ist eben jene Stimme selbst.

Sie erhöbe sich aber nicht, wenn nicht die ganze Seele auf jene Reize gerichtet, wenn sie nicht ihr Herrscherauge ganz dorthin gewendet hätte. Kurz, die bewußtlose Sinnenmacht weiß nicht, wie? woher? wohinaus? wozu? sie ist in sich unfähig zu beurtheilen, worauf sie verfällt, Rossen ähnlich, die ohne Lenker sind, und so ist sie in der Unmöglichkeit, nach außen vernünftig zu handeln oder Zeit und Maß des Essens richtig zu erkennen, wenn nicht der Lenker, das Herrscherauge, regiert, das allein in die Bewegungen der an sich blinden Leidenschaft Rythmus und Zügel bringt. Wer aber diese Herrschaft der Vernunft über die Unvernunft aufhebt und letzterer gestattet, nach eigenem Gelüste durchzugehen, der würde auch im Stande sein, seiner Neigung zu folgen, sie mag so weit treiben, als sie will, und seinen Begierden gleichermaßen. In der That, ein edles Vorbild wird das geben und vortreffliche Werke, wenn man unaufgehalten durch die zügelnde Vernunft rein die Energie der Sinne walten läßt!!

44. In der That ist dies der Unterschied zwischen einem Tüchtigen und Untüchtigen, daß Ersterer die Vernunft über alles bloße Sinnenleben walten und arbeiten läßt, Letzterer aber die Vernunft vernachläſſigt und was er thut, ohne sie unternimmt. Daher nennt man diesen auch einen Unbesonnenen oder Hitzkopf, jener aber heißt ein vernünftiger, ja ein weiser Mann. Denn die Sünde entsteht bei den Meisten in Wort und That durch Begierden und Zornausbrüche, dahingegen die Selbstbeherrschung der Vernünftigen kommt daher, daß sie theils von Jugend auf sich in der Selbstbestimmung übten, theils dem Erzieher folgten und nach dessen Lehren Alles, was sie anging, selbst bedenken. Daher muß auch in Bezug der Speisen und anderer körperlicher Funktionen und Genüsse gleichsam der Zügelführer da sein, der immer sagt, was und wann es sich geziemt. Diese zügelnde Vernunft aber ist frei, ist, wie man sich ausdrückt, bei sich selbst, und führt sie uns, so gestattet sie nie, daß wir gedankenlos sind und sinnlos handeln; fehlt sie aber dem Menschen von Jugend auf, so sinkt der Mensch in sein Verderben hingerissen von vernunftlosem Wahne.

45. Es ist daher ganz natürlich, daß tüchtige Menschen sich der Wollust, die aus dem Genuß der Speisen entspringt, noch mehr enthalten, als selbst jener, die aus körperlichen Berührungen erwächst. Denn bei körperlichen Berührungen müssen wir zwar von unserer sonstigen Sitte herab in den Gehorsam gegen den Sinnenrausch steigen, allein bei den Speisen ist dies noch mehr der Fall. Denn die bloßen Sinne können nicht beurtheilen, was daraus entsteht: das ist ihnen von Natur unmöglich. Könnte man sich nun den Speisen ebenso

entziehen, wie den Dingen, die das Auge reizen und ihm entschwinden (denn man kann die Bilder davon durch Beschäftigung mit anderen Dingen unterdrücken), so ginge es auch hier, der Naturnothwendigkeit ein wenig nachzugeben, und sich ihr sogleich wieder zu entziehen. Allein da der Verdauungsprozeß bis zur Ausleerung erhebliche Zeit bedarf und ein Zusammenwirken von Schlaf, Ruhe und sonstiger Rast eine gewisse Zersetzung der Stoffe und Entfernung des Unverdaulichen erfordert, so ist es unerläßlich, daß ein Lehrer da sei, der das Leichtverdauliche, Unbeschwerliche sich wähle und dies der Natur gestatte, ein Lehrer, der die Folgen von Allem voraussieht und weiß, wie schädlich es sein würde, wollte er den Begierden gestatten um eines kurzen Genusses willen, den wir dem Gaumen damit bereiten, eine wahrlich nicht beneidenswerthe Last in uns einzuführen!

46. Mit vollem Rechte schließt daher die Vernunft das Viele und Ueberflüssige aus und beschränkt das Nothwendige auf Weniges: sie will nicht belästigt werden, indem sie mehr Bedürfnisse hat; sie will nicht mehr Dienerschaft, indem sie Aufwand macht; sie will nicht essen, um mehr Genüsse zu haben; sie will nicht viel genießen, um mehr der Ruhe pflegen zu müssen; sie will nicht fette Mahle halten, um schlaftrunkener zu werden; sie will nicht den Leib mästen, um die Fesseln nur stärken, sich selbst aber zum eigenen Berufe träge und schwächer zu machen! Nun aber komme Einer, der vernünftig zu leben und von den Leidenschaften des Körpers frei zu sein bemüht ist, und beweise uns, daß dazu **das Fleischessen** dienlicher sei als das Fruchtessen und der Genuß von Gemüsen; oder daß die Zubereitung billiger sei als die Kost aus unbeseelten Wesen, die der Schlächter nicht bedürfen, oder daß es an sich minder wollüstig sei im Vergleich zur blutlosen Diät; oder daß es leichter und schneller in Bezug der Verdauung sei als die Pflanzenkost, oder die Begierden minder erregend oder die Kräfte und Leidenschaften des Körpers weniger reize als das Fruchtessen!

47. Wenn dies nun aber kein Arzt, kein Philosoph, kein Athletenlehrer und auch kein Laie je zu behaupten gewagt hat, warum lassen wir nicht von dieser argen Belastung unseres Körpers? Warum befreien wir uns dadurch nicht von sehr Vielem? Denn nicht von Einem nur, sondern von Tausenderlei befreit sich, wer mit Wenigem sich zu begnügen gelernt hat: vom Ueberfluß des Reichthums, von zahlreicher Dienerschaft, von der Menge des Hausraths, von Verschlafenheit der Constitution, von der Krank-

heiten Heer und Heftigkeit, von der Aerzte Unentbehrlichkeit, von den Anreizungen zur Geschlechtslust, von den Ausdünstungen der Fettleibigkeit, von der Menge der Ausleerungen, von den Fesseln der Beleibtheit, von den Anreizungen zur Gewaltthätigkeit und einer ganzen Iliade von Uebeln!! Von dem Allem befreit uns eine frugale, mäßige und für jeden leicht zu habende Diät, die dem Geiste die Ruhe verschafft, in der er uns angiebt, was zum Heile dient. „Denn, sagt Diogenes, nicht aus den Fruchtessern werden Räuber und Feinde, aber aus den Fleischessern werden Chikaneure und Tyrannen“.[24]) Fällt nun die Ursache vieler Bedürfnisse weg, und namentlich der Menge dessen, was wir in den Leib einführen, und wird somit die Belastung des Unterleibs erleichtert, so wird das Auge frei und außerhalb des Dunstes und Wogendranges des Körperthums in sichere Ruhe gestellt!

48. Und das Alles bedarf eigentlich gar keiner Ausführungen und Beweise, da es durch sich selbst klar ist. Daher halten denn nicht nur diejenigen, welche ein vernünftiges Leben führen wollen und darein den Zweck ihres Daseins setzen, die Enthaltung von diesem Allem zu diesem Ende für nothwendig, sondern wohl auch alle Philosophen, welche die Einfachheit dem Luxus vorziehen, werden es billigen, statt Vieles, Weniges zu bedürfen, ja, was vielen unglaublich erscheinen wird, wir finden, daß sie dies ausdrücklich lehren und hochbetonen; ich meine die, welche dafür halten, daß die Wollust das Grab der Philosophie ist. Denn die meisten Epikureer, von ihrem Haupte angefangen, scheinen sich mit Gerstenbrod und Früchten begnügt zu haben, und ihre Schriften sind voll von ihren Lehren, daß die Natur so wenig bedürfe und daß das Nöthige sich aus so geringen und billigen Dingen herstellen lasse.[25])

49. Der Reichthum der Natur, sagt er[26]), ist einfach und leicht zu haben; aber der Reichthum bloßer Einbildungen geht in das Unbegrenzte und ist schwer zu beschaffen. Denn des Leibes Nothdurft wird gut und genügend gestillt durch das, was leicht zu haben ist, denn es ist, seien es trockene oder saftige Erzeugnisse, von einfacher Natur; das Verlangen nach Allem aber, was in Luxus ausartet, ist unbegründet, — so lehrt er weiter, — ist nicht aus irgend einem Schmerz nothwendig entstanden, sondern es entsteht nur aus dem Reiz, der in der Entbehrung liegt, oder in der Lust überhaupt und in täuschenden Vorstellungen; ein Verlangen, das sich weder durch ein

natürliches Bedürfniß, noch dadurch rechtfertigen läßt, daß seine Nichtbefriedigung verderblich auf den Organismus wirke. Um gut zu bestehen, dazu genügt, was die Natur unumgänglich bedarf; dies aber ist nach Qualität und Quantität so unbedeutend, daß es leicht zu beschaffen ist. Der Fleischesser braucht auch die Pflanzennahrung, wer aber an dieser sich genügen läßt, hat an der Hälfte genug, und auch diese ist leicht zu beschaffen und bedarf hinsichtlich der Zubereitung nur eines geringen Aufwandes.

50. Weiter sagen die Epikureer, man muß bei seiner Lebensrichtung die Philosophie nicht als eine zuletzt kommende Luxuszugabe ansehen, sondern umgekehrt, man muß mit ihr den Geist ächt rüsten und so an die Sorge für die täglichen Dinge mit Eifer herantreten. Denn einem schlechten Anwalt würden wir uns anvertrauen, wenn wir ohne Philosophie die Frage, was die Natur erheische, theoretisch und praktisch erledigen wollten. Mit Philosophie vielmehr muß man an diese Dinge gehen, soweit die angestrengte Arbeit für sie irgend gestattet. Ist der Geist nicht vollgerüstet und seiner selbst mächtig, so befasse man sich nicht mit den Geschäften des Erwerbes. Mit Philosophie greife man sie an, so werden sie sogleich gelingen, denn übrigens ist es besser sich mit Wenigem, mit Geringem und Billigem zu befassen, denn Unbedeutendes kann nur unbedeutende Beschwerde machen.

51. Da der Luxus dieser Art so viele Beschwernisse in seinem Gefolge hat, theils indem er den Körper belästigt, theils durch die Arbeit die er macht, theils indem er die stetige Energie des Denkens hemmt, theils aus noch andern Gründen, so stellt er sich sofort als unnütz heraus und bietet nicht den geringsten Ersatz, für die Belästigungen, die er nothwendig mit sich bringt. Ein Philosoph bedarf ferner der Hoffnung, daß ihm im Leben nichts fehlen werde; diese Hoffnung wird ihm durch die billige Lebensweise leicht erhalten; das Luxuriöse aber macht ihn leicht hoffnungslos, daher die meisten, wenn sie auch noch so viel besitzen, sich endlos abmühen aus Angst zu verlieren, was sie haben. Zufriedenheit mit Wenigem und Geringem aber wird besonders durch die Erinnerung daran bewirkt, daß zu der Rede werthen Stillung von Gemüthsbewegungen alle Reichthümer zusammengenommen nichts beitragen, die Forderungen des Leibes aber stillt man mit wenigen leicht zu habenden Dingen, und fehlten auch diese einmal, so stürzte das den noch nicht in Verzweiflung, der mit dem Tode vertraut ist. Zudem ist der Schmerz, der aus Entbehrung entsteht, bei weitem milder als der, welcher aus Uebersättigung erwächst, wenn anders man sich nicht selbst mit falschen Einbildungen täuschen will: die Mannig-

faltigkeit der Speisen beschwichtigt nicht nur keine Gemüthsbewegung, sie vermehrt auch nicht einmal den sinnlichen Genuß, denn mit dem Aufhören des Schmerzgefühls[27]) hat es auch mit ihm ein Ende. So hebt das Fleischessen keinerlei natürliches Bedürfniß und bewirkt nur, was in Schmerzgefühl enden muß; es treibt die Liebe zur Gewaltthätigkeit und läßt sie leicht in das Gegentheil umschlagen, denn nicht zu treuer Lebensgemeinschaft, sondern zur wechselvollen Leidenschaft drängt es hin, gerade wie die Aphrodisien und das Trinken fremder Weine, ohne welche unsere Natur recht wohl bestehen kann. Ohne was sie aber nicht ausdauern kann, das ist äußerst gering und kann leicht in aller Gerechtigkeit und Freiheit, in aller Ruhe und mit Muße bereitet werden.

52. Ja nicht einmal zur Gesundheit dient das Fleischessen, vielmehr hindert es dieselbe. Denn wodurch man Gesundheit erlangt, ebendadurch bewahrt man sie auch;[28]) erlangt wird sie aber durch eine leichte fleischlose Diät, also wird sie durch diese auch bewahrt. Wenn aber die Frugalität[29]) nicht genügt, einem Milo seine Riesenkräfte zu geben, noch überhaupt zur Gewährung der Körperkräfte ausreicht, nun so bedarf der Denkende solcher Kraft und Kraftanstrengungen nicht, da er dem theoretischen, nicht dem praktischen Leben ergeben ist.[30]) Zu verwundern ist es aber nicht, daß gewöhnliche Leute meinen, zur Gesundheit gehöre auch Fleischessen! Es sind dieselben, welche auch meinen, daß Tafeleien der Gesundheit dienen und Geschlechtsluft, die doch so wenig dazu dient, daß vielmehr froh sein kann, wer ihrem Verderben entgeht. Sind aber Viele anderer Meinung, als wir, nun, was geht das uns an? Haben die Menschen doch nicht einmal in Bezug auf Freundschaft und Wohlwollen Treue und Consequenz, noch viel weniger sind sie geeignet, Weisheit oder auch nur etwas der Rede werthes von ihr zu üben! Der gewöhnliche Mensch weiß nicht, was ihm frommt und was dem Gemeinwesen: faule und feine Sitten weiß er nicht zu unterscheiden. So viel Ausschweifung und Schwäche ist in der Menge, daß es an Solchen nie fehlen wird, welche — Thiere verzehren.

53. Wären alle edelgesinnt, so brauchten wir keine Vogelfänger, Fischer und Sauhirten. Die Thiere, sich selbst überlassen, ohne wen, der sie hütet und versorgt, würden bald zu Grunde gehen und vermindert werden, indem sie einander selbst nachstellen, und sich vertilgen, gerade wie es bei den unzähligen Thieren geschieht, welche von Menschen nicht verzehrt zu werden pflegen. Wenn aber der Wahnsinn dieser

vielseitigen Sarkophagie unter den Menschen fortdauert, so wird es auch Tausende geben, welche in ihrer Unersättlichkeit auch alle die Thiere verschlingen lernen, welche man bisher nicht zu essen pflegte.[31])

Die Gesundheit pflegen soll man, aber nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern um nicht behindert zu werden in der Erlangung der geistigen Güter. Zu ihrer Pflege aber dient am meisten eine unerschütterliche Ordnung des Gemüthslebens und eine feste Richtung des Geistes auf das, was ewig ist. Der Einfluß davon auf das Körperleben ist ungemein stark, wie das Beispiel jener unserer Genossen zeigt, welche acht Jahre durch Gicht in Händen und Füßen völlig gelähmt waren und dies Leiden vertrieben, sobald sie auf das Wohlleben verzichteten und auf das Göttliche ihr Gemüth richteten.[32]) Mit ihren Bedürfnissen und Sorgen legten sie auch ihre Körperleiden ab, so daß klar ist, welch' großen Einfluß eine solche Seelengesundheit auch auf die Gesundheit des Körperlebens ausübt. Unterstützt aber wird er durch Beschränkung der Nährmittel; überhaupt aber, sagt Epikur mit Recht, müssen wir uns vor Speisen hüten, die wir nur um des Genusses willen mögen und suchen, die aber nach dem Genuß uns unangenehm sind. Dahin gehört aber — alles Ueberflüssige und Ueppige. Daher müssen denn diejenigen es büßen, welche hiervon angezogen in Luxus, Krankheiten, Ueberfättigung und Ruhelosigkeit hineingerathen.

54. Daher muß man auch bei natürlicher Diät vor Uebermaß sich hüten und wohl darauf Acht haben was jeder Genuß und Besitz für Macht und Einfluß hat, und wiefern er auf Geist oder Körper schädlich einwirke ....[33]) In das Unbegrenzte darf man nimmer schweifen, sondern Maß und Ziel wollen in diesen Dingen gehalten sein und zu bedenken ist, daß, wer sich aus Lust an der Sarkophagie vor der Enthaltung vom Genuß beseelter Wesen scheuet, im Grunde den Tod fürchtet, denn mit dem Wegfalle der betreffenden Speisen fürchtet er den Eintritt irgend etwas unnennbaren Schlimmen, woraus der Tod entstände. Aus solcher und ähnlicher Lebensweise entspringt dann eine unersättliche Liebe zum Leben, zum Reichthum und Luxus, und in der Hoffnung, das alles vermehren und solche Güter noch lange Zeit haben zu können, erscheint ihnen der Tod immer schrecklicher und fürchten ihn wie ein unendliches Uebel. Der Genuß aber, der aus Schwelgerei entspringt, ist nicht entfernt jenem zu vergleichen, den die Sparsamkeit dem bereitet, der sie wirklich übt. Denn eine süße Befriedigung liegt darin zu wissen, wie viel man entrathen

kann. Fällt aber der Luxus weg, fällt die Brunst der Geschlechtslust weg, fällt der Stolz auf die Außendinge weg: was braucht es noch glänzenden Reichthums, der uns zu nichts mehr als zur Beschwerniß dienen kann? So entsteht jenes Genügen, aus welchem wirklich reine Lust entspringt. Aber auch den Körper muß man, so viel möglich, der Wollust entwöhnen, die aus der reichlichen Sättigung entsteht, und muß nicht, wie die Gefräßigkeit der Armuth, von allem kosten um eben von allem zu genießen, sondern man muß als Grenze das Nothwendige setzen, nicht das Unbestimmte. So kann auch dem Körper sein Heil zu Theil werden, wenn man sich genügen läßt und Gott ähnlich ist. So sehnt man sich nicht nach mehr als dem Nothwendigen, noch nach Zeit, als ob sie größeres Glück bringen könnte. So wieder wird man wahrhaft reich und mißt das Reichsein mit natürlichem Maße, nicht mit bloßen Einbildungen. So läßt man sich nicht von der Hoffnung höchster Genüsse hinziehen, die keine Gewähr der Verwirklichung bietet, denn sie macht nur viel Lärm um nichts, — sondern man läßt sich genügen an dem was war, und was ist, und sorgt sich nicht ab, daß dies auch ferner so sei.

55. Ist es denn nun nicht, bei Gott, vernünftig, wenn jemand, der krank, oder in Noth, in Banden liegt, gar nicht an das Essen denkt, noch sorgt, woher es kommen soll, und selbst wenn es angeboten ist, nur das Nothwendigste annimmt? Wer aber wirklich Sklav ist, gefesselt durch seine inneren Leidenschaften, sucht er nicht die Tafelfreuden, sinnt er nicht auf neue Genüsse, um seine alten Fesseln nur fester zu machen? Wie ist es nun möglich, daß das an Menschen geschieht, welche wissen, was sie gelitten haben, und nicht etwa nur bei Denen, die das, was ihr Leib ist, lieben, ohne zu wissen, wie weit es mit ihnen gekommen ist? In der That, ihnen ist ihr Leib in's Gegentheil umgeschlagen; bewußte Sklaven wissen sie, daß es ihr Fluch ist. Das Gegenwärtige hat für sie keinen Reiz mehr, von einer unheimlichen Unruhe erfüllt jagen sie nach Fernliegendem, um sich Befriedigung zu schaffen. Denn nicht dadurch, daß seine Leidenschaften befriedigt sind, wird irgend wer in die Gier nach silbernen Geräthen, köstlichen Salben, Köchen, Meubles- und Kleider-Pracht, glänzenden Mahlen und ausgesuchten Tafelfreuden der vornehmen Welt gestürzt, sondern dies geschieht gerade durch die Unlust am Gegebenen, durch Unkenntniß über den Ursprung der wahren Güter, und durch eben jene unheimliche Unruhe! So kommt es, daß die Einen nicht daran denken, ihr gegenwärtiges Uebel abzustoßen, und daß die Anderen aus Unlust an dem gegenwärtigen Uebel nach dem künftigen jagen!

56. Der denkende Mensch hält darum doppelt fest an frugaler Diät — denn er weiß, wie's um die bezüglichen Sklaven steht, so daß er kein Verlangen nach Schwelgerei tragen kann; weil er aber die Einfachheit liebt, verlangt er nicht beseelte Wesen zu seiner Speise, als ob er an der unbeseelten Natur sich nicht könne genügen lassen.

Wenn aber auch des Denkers Natur nicht so beschaffen wäre, daß sie so leicht zu leiten und mit Geringem zu heilen ist, sondern wir müßten um des wahren Heiles willen wirklich auch den Schmerz ertragen, nun, wollten wir denn das nicht thun? Unterzieht man sich denn nicht, um von körperlichen Schmerzen frei zu werden, allen möglichen Erduldungen, und läßt sich schneiden, beizen, brennen, bittere Gifte eingeben, erbrechen und purgiren und schwitzen, und bezahlt man die nicht noch, die uns so behandeln? Sollten wir denn wegen der inneren Krankheit, wo es den Kampf um ewiges Leben, um Gottesbewußtsein gilt, von dem wir durch unser Sinnenleben abgezogen werden, nicht Alles tapfer zu dulden bereit sein, selbst wenn diese Geduld Schmerzen mit sich brächte und wir den Trieben der sinnlichen Natur nicht folgen dürften, die nur gewaltthätig und den Gesetzen des Geistes und den Wegen des Heiles widerstreitend sind?? Doch wir handeln hier nicht vom Ertragen des Schmerzes, sondern von der Verwerfung unnöthiger Genüsse, und welche Entschuldigung bliebe da denen noch übrig, die ohne Scheu und Scham ihre Zügellosigkeit walten lassen möchten?!

57. Denn um frei heraus zu reden und nicht aus Furcht etwas zu verschweigen: anders ist gar nicht zum Ziele zu kommen, als sich, wenn man so sagen darf, mit Gott zu vereinen, und vom Körper und von den durch ihn bedingten Wollüsten der Seele frei zu sein.[34]) Durch die That kommt uns das Heil, nicht durch das bloße Hören des Worts. Der Gottheit aber, weder einem der vielen Götter, geschweige denn jenem, der über alle und über die körperlose Natur erhaben ist, ihm kann der Mensch durch keinerlei Diät, zumal nicht durch Sarkophagie versöhnt werden, sondern durch volle Reinheit sowohl der Seele wie des Leibes kann es dem, der von Natur gut ist und rein und edel lebt, vergönnt sein, der Gottheit inne zu werden. Je einfacher also und reiner und absoluter dieser Allvater ist, weil von allem materiellen Begriffe frei, desto mehr muß derjenige, der ihm nahen will, in jeder Beziehung rein und heilig sein, und zwar muß dies anheben mit dem Körperleben und sich vollenden

mit dem inneren Leben, und muß sich in allen Stücken und Beziehungen heiligen ein jeder nach seiner eigenen Natur.

Hiergegen hat man vielleicht im Ganzen nichts einzuwenden, nur wird man sagen: wenn wir die frugale Diät für etwas so Reines halten, warum man dann in den Opfern Schafe und Rinder schlachte, und wird doch meinen, daß solcher Opferdienst heilig sei und den Göttern wohlgefällig. Diese Frage zu lösen, bedarf es einer längeren Erörterung, und von einem anderen Gesichtspunkte ausgehend handeln wir daher nunmehr vom Opferdienste.

Zweites Buch.

1. In der Untersuchung über Frugalität und Reinheit der Ernährweise sind wir nun, o Kastrizius, bis zur Besprechung der Opfer gekommen, ein eben so weitläufiges als schwieriges Thema, wenn man es eben so wahr als gottgefällig erledigen will. Wir wollen indeß in diesem besonderen Abschnitte unsere Ansicht nach Möglichkeit auseinander setzen, wenn wir zuvor noch Einiges, was zu diesem Hauptthema gehört, uns zurecht gestellt haben werden.

2. Erstens nämlich behaupten wir, daß aus dem Thiere-Tödten noch niemals folgt, daß man sie auch essen müßte: man kann das Erste zugeben, nämlich das Tödten, aber man statuirt damit noch lange nicht das Verzehren. Zum Beispiel gestatten die Gesetze, daß wir uns gegen einbrechende Feinde wehren, aber ihr Fleisch verzehren, erscheint gegen alle menschliche Natur! Zweitens aber, wenn wir den Genien, Göttern oder sonstigen Mächten aus bekannten oder unbekannten Gründen ein Opferthier zu schlachten haben, so folgt noch nicht, daß wir es auch feierlich verspeisen müßten; denn es ist leicht zu zeigen, daß Menschen und Thiere als Opfer dargebracht werden, von welchen niemand, auch kein Sarkophage, etwas genießen würde!! Ja selbst bezüglich des Thiertödtens wird derselbe Fehlschluß gemacht, denn wenn wir einzelne Thiere tödten müssen, folgt nicht, daß wir sie alle tödten müßten, noch wenn wir unvernünftige Thiere tödten, daß wir auch Menschen tödten müßten.

3. Die frugale Diät[35]) wird aber, wie wir schon im ersten Buche bemerkten[36]), nicht schlechtweg allen Menschen zugemuthet, sondern nur den Weisheitliebenden, und zwar denen zumal, die in Gott und in der Gottähnlichkeit ihr Heil suchen. Haben doch auch die Gesetzgeber im politischen Leben Laien und Priestern nicht dasselbe, nicht Gleiches geboten, sondern es giebt Vieles in Bezug auf Diät und sonstige Lebensweise, worin sie nachsichtig gegen die Menge sind, während sie eben das den Priestern bei harter oder gar Todesstrafe untersagten.

4. Wenn man dies nun nicht verdunkelt, sondern gehörig unterscheidet, so fallen die meisten Einwände der Gegner sofort hin. Denn meistens sagt man ja: „man müsse die Thiere tödten, weil sie uns Schaden bringen" und nimmt es als nothwendige Folge, daß man sie nun auch aufesse, oder: „man opfere ja doch die Thiere den Göttern" und also — schließt man — muß sie der Mensch verzehren! Oder aber, wenn man reißende Thiere allerdings tödten muß, so schließen sie, daß man auch die zahmen tödten müsse; und wenn Einige sie essen müssen, als da sind Athleten und Soldaten und solche, die körperliche Arbeiten thun, so folge, daß es auch die Weisheitliebenden thun müßten, — wenn es Einige thäten, müßten es Alle thun! Alle diese Schlüsse sind faul und haben keine logische Beweiskraft. Daß sie aber faul sind, springt Allen, die nicht blos streitsüchtig sind, von selbst in die Augen. Wir aber, da wir diese Fehlschlüsse theils schon berichtigt haben, theils doch noch darauf zurückkommen werden, wollen nun sofort an die Erörterung der Opfer gehen, wollen ihren Ursprung untersuchen, wollen zusehen, welche anfangs üblich und wie sie beschaffen waren, wie und wodurch sie anders wurden und ob der Weisheitliebende alle Opfer zu bringen habe, wem Thieropfer zu bringen sei und überhaupt alles hierauf Bezügliche, seien es unsere eigenen Bemerkungen, seien es Aussprüche der Alten, wollen wir so sachgemäß als wir vermögen, durchgehen. Also zur Sache!

5. Unbestimmbar lang her ist die Zeit, seit welcher, wie Theophrastus sagt[38]), das weitaus gebildetste Volk, nämlich die Bewohner des vom Nilstrom erzeugten Landes, zuerst begann, den himmlischen Göttern auf Feuerheerden blutige Opfer zu bringen und nicht mehr Myrrhen, Zimmtrinde und sonstigen Weihrauch wie ehedem. Erst in späteren Zeiten war das üblich geworden[39]), denn erst auf der Stufenleiter seiner Irrthümer, Mühen und Thränen, in seiner Noth lernte der Mensch den Göttern opfern. Früher brachte er solche Opfer nicht, sondern er wählte dazu die grünen Sprossen, gleichsam den ersten Flaum der fruchtbaren Natur. Denn die Erde brachte den Baumwuchs früher als die Thierwelt hervor, und viel früher als die Bäume den jährlichen Pflanzenwuchs: hiervon nahmen sie die Blätter und Wurzeln oder ganze Sprossen und verbrannten sie. An solchem Opfer hatten, so schien es, die Götter Wohlgefallen, und durch das Feuer bezeugte man ihnen die Ehren der Unsterblichkeit. Ihnen unterhielt man ja auch das immerwährende Feuer in den Tempeln, weil es ihnen am ähnlichsten ist. Von diesem Rauchen (Thymiasis) beim Verbrennen der Bodenerzeugnisse kamen auch ihre Ausdrücke Räucherwerk

(Thymiateria) und Räuchern oder Opfern (Thyein) und Opfer (Thysia), was wir gemäß des späteren Mißbrauchs nicht richtig zu verstehen pflegen und bei Opferung (Thysia) immer an blutige Opfer, zu Ehren der Götter dargebracht, denken. Die Alten aber hielten so streng auf die ererbte Sitte, daß sie gegen diejenigen, welche sie übertraten, und neue Sitten einführten, diese ihre neuen Opfer mit dem Fluchnamen Aromata belegten.[40]) Das Alter dieser Opferart kann man auch daraus ersehen, daß auch jetzt noch Viele Räucherwerk aus kleingeschnittenen wohlriechenden Holzarten als Opfer bringen. Als daher nach dem anfänglichen bloßen Graswuchs die Erde auch Bäume hervorbrachte und die Menschen die Früchte der ersten Eiche aßen[41]), da brachten sie von dieser Speise, da sie so rar war, nur Weniges, von Blättern aber reichliche Gaben den Göttern zum Opfer dar. Später aber, als die Lebensweise der heutigen Mästart ähnlich wurde, brachte man Früchte aller Art als Opfer dar und wurde ein Sprüchwort: „es ist der Eichen nun genug."

6. Als aber nächst den Hülsenfrüchten von den Cerealien zuerst die Gerste erschien, da lernte das menschliche Geschlecht bei seinen Opfern das Streuen des Gerstenschrotes.[42]) Später aber, als man das Gerstenschrot beuteln und so zur Speise bereiten lernte, da legte man die hierzu gebrauchten Maschinen als Zeichen der göttlichen Fürsorge für das menschliche Leben an geheimen Orten nieder und verehrte sie wie Heiligthümer. Von diesem „Mehl-Leben" nur so viel, daß man es im Vergleich zum früheren Eichel-Leben für ein weit glücklicheres hielt und anfing, Brandopfer den Göttern darzubringen, in dem man etwas davon in's Feuer warf, daher wir noch jetzt zum Schluß des Opfers Mehl in's Feuer werfen, um die alte Praxis geringen Opfers[43]), das erst später in Luxus ausgeartet ist, zu bezeugen, obwohl wir nicht mehr daran zu denken pflegen, weshalb wir das thun! Gehen wir nun weiter in die Zeit, wo die Früchte überhaupt und besonders der Weizen reichlicher gebaut wurde, so brachte man da als Erstlinge von Allem die Opferkuchen den Göttern dar. Man sammelte zu gleichem Zweck aber auch viele Blumen und verband damit, was man sonst etwa Schönes und für Götter Wohlduftendes hatte, und wand jene zu Kränzen und warf diese in's Feuer, Spenden von Wein und Honig, und seit man zu seinem Gebrauch Oel pressen gelernt, auch von diesem, Alles zu Ehren der Götter, die es geschaffen.

7. Dies wird auch durch das Fest bezeugt, welches in Athen noch heute dem Helios und den Horen gefeiert wird. Es ist stolz auf seine üppigen Gräser und Kräuter, seine Fülle von Kernobst, seine

Hülsenfrüchte, Eicheln und Früchte vom Erdbeerbaume, seine Gerste und Weizen, getrocknete und frische Feigen, Gersten- und Weizenmehl-Kuchen, Opferfladen und Töpfe mit Speisopfer! Während so die beim Opfer hergebrachten Sitten nach der Menschen Meinung so himmelweit von allem Unrecht fernlagen, so schlich sich gerade die Gewohnheit auch ganz abscheulicher Opfer ein, voller Rohheit, so daß man glauben sollte, die oben angeführten[44]) Verwünschungen hätten nun ihr Ende gefunden, indem die Menschen Thiere schlachteten und mit deren Blute die Altäre besudelten, und seitdem kam denn auch, durch Hunger und Krieg noch mehr veranlaßt, blutige Diät auf. Daher schien die Gottheit, wie Theophrastus sagt, beiden Theilen zürnend die gerechte Strafe ihnen aufgelegt zu haben, sofern die Menschen theils gottlos wurden, theils in der That mehr selbst schlecht, als daß sie, wie man es nannte, schlechte Götter halten[45]), denn sie meinten ja eben, daß die Götter ihrer Natur nach schlecht seien und kein Haar besser, als wir selbst. So opferten denn die einen den Göttern gar nicht mehr und hießen die Opferlosen, die anderen aber wurden Falschopferer, denn sie brachten Opfer dar, die gegen die Gesetze waren.

8. So wurden die Thoër, die in Thrazien wohnten, weil sie keine Erstlinge und überhaupt keine Opfer mehr brachten, zu ihrer Zeit gänzlich aus der Menschheit vertilgt, indem man plötzlich weder die Einwohner, noch ihre Stadt, noch die Spuren ihrer Wohnungen finden konnte, — —

„— — — denn den Frevel, den übermüthigen, zügeln
„Untereinander selbst, und den Göttern, den ewigen, dienen
„Wollten sie nicht, wie mit Opfern zu thun den sterblichen Menschen
„An den Altären geziemt“, . . . [46])

Und so kam es, daß

„Zeus sie im Zorne begrub, weil sie frech den seeligen Göttern
„Jegliche Ehre versagt“ . . . . [46])

und ihnen nicht dienten, wie es sich ziemte.

So ahmten einst auch die Bassarier den Opferkultus der Taurier nach und trugen mit bacchantischer Lust von ihren Menschenopfern als Speise auf, gerade wie wir heutzutage von Thieren, indem wir das Fleisch derselben, das nicht geopfert wird, zum Mahle bereiten; wer aber wüßte es nicht, wie jene dabei sich selbst unter einander wie rasend angefallen und mit dem Gebiß zerfleischt und nicht eher von ihrem wahrhaftigen Blutdurst gelassen haben, bis das Geschlecht derer ausgestorben, welche bei ihnen zuerst solchen Opferdienst eingeführt hatten.[47])

9. Die Thieropfer sind also erst die späteren, ja neuern, und haben durchaus keinen so schönen Ursprung, wie die Fruchtopfer, sondern wurden durch Hungersnoth oder sonst eine ähnliche Kalamität veranlaßt. Insbesondere haben die blutigen Opfer bei den Athenern ihren Ursprung in Unwissenheit, Leidenschaft und Furcht. Wenigstens schreibt man das Schweineopfer einem keineswegs unwillkürlichen Irrthume der Klymene zu, die absichtslos schoß und ein solches Thier tödtete. Ihr Mann sei darüber erschrocken, als habe sie ein großes Unrecht gethan, sei nach Pytho gegangen und habe darüber das Orakel befragt; da dies ihm aber günstig gewesen, so habe man übrigens das Geschehene für gleichgültig gehalten! Der Vorsteher aber, einer Prophetenfamilie entstammend, als er das erste Stück der Schafheerde opfern gewollt, habe zwar einen zustimmenden, aber sehr vorsichtig bedingten Orakelspruch erhalten; er lautet:

„Nicht ist vom frommen Geschlecht der Schafe zu tödten erlaubt Dir,
„Sohn des Prophetengeschlechts; doch wenn freiwillig Dir eines
„Dar zum Opfer sich giebt, dann, mein ich, darfst Du es tödten!"

10. Die Ziege aber wurde zuerst zu Ikaros in Attika getödtet, weil sie den Weinstock abgefressen. Das Rind aber wurde zuerst vom Diomus, als er Priester des Stadtgottes Zeus war, aus folgender Veranlassung getödtet. Einst, am Fest der Diospolien[48], als nach alter Sitte allerlei Frucht zum Opfer hergerichtet wurde, kam ein Rind hinzu und fraß von dem heiligen Opferkuchen; der ministrirende Priester aber rief alle Anwesenden zu Hülfe und tödtete das Rind.

Dergleichen besondere Veranlassungen werden bei den Athenern erzählt, bei anderen andere; sie alle aber sind von wenig frommen Entschuldigungen begleitet. Die meisten werfen die Schuld auf den Hunger und auf die daraus entstehende Uebertretung; nun, da sie belebte Wesen einmal opferten, kosteten sie auch davon, während sie bis dahin gewohnt waren, sich solcher Speise gänzlich zu enthalten. Die Sitte des Thieropferns war also nicht älter als das Verzehren der Thiere, und dies selbst ist zu beseitigen, denn warum sollte das, was sie gottloser Weise den Göttern geweiht, den Menschen heilig sein?

11. Daß aber alle solche Bräuche aus Unrecht entstanden sind, zeigt sich deutlich auch daran, daß nicht alle Völker dasselbe opfern und essen, sondern sie berufen sich alle auf das bei ihnen Herkömmliche. So würde man bei Aegyptiern und Phöniziern eher Menschenfleisch gegessen haben, als Fleisch von der Kuh, aus dem einfachen Grunde, weil dies Thier wegen seiner Nützlichkeit bei ihnen außerordentlich gesucht war. Während man daher die männlichen Thiere aß und auch

zum Opfer brauchte, schonte man die Kuh um der Vermehrung willen und sie zu schlachten galt gesetzlich als ein unrein machendes Verbrechen, so daß also der Opfergebrauch bezüglich ein und desselben Thiergeschlechts Frömmigkeit und Gottlosigkeit bedeuten soll. Daher sagt Theophrast mit Recht, der wahrhaft fromme Mensch opfere kein Thier; — doch hat er dafür auch noch andere Gründe, nämlich die folgenden.

12. Erstens nämlich, wenn, wie wir gezeigt, große Kalamitäten zum Thieropfer nöthigten, wenn Hunger und Krieg zum Essen der Thiere zwang, was bedarf es jetzt noch der blutigen Opfer, wenn wir Früchte im Ueberfluß haben? Sodann muß man für Wohlthaten dankbar sein, für jede in ihrer Art nach Verhältniß, am meisten und am würdigsten für die, welche uns am meisten zu Gute kommen, zumal, wenn sie solche Wohlthat nicht blos veranlassen, sondern selbst sind. Das Schönste und Beste aber, was uns die Götter verliehen, sind die Früchte, denn durch diese erhalten sie uns die normale Lebensweise. Mit Dankopfern von Früchten also soll man die Götter ehren, denn nur das soll man opfern, wodurch man niemandem schadet, sondern was allen unschädlich ist. Wollte aber jemand behaupten, daß Gott uns nicht minder, als die Früchte auch die Thiere zur Speise gegeben, nun, wenn wir sie opfern, thun wir ihnen da keinen Schaden? Was man der Seele beraubt, das soll man nicht opfern! Denn das Opfer (Thysia) ist, wie das Wort andeutet, etwas Heiliges (Hosia). Heilig aber ist niemand, der widerwillige Opfer bringt, selbst wenn er Früchte und Kräuter dazu nimmt. Denn wie soll ein Opfer heilig sein, gegen das selbst wir Unrecht thun? Ist es aber unheilig, geraubte Opfer zu bringen, und wenn es auch Früchte wären, so ist es noch unheiliger, noch kostbarere Dinge als diese zu nehmen und so zu opfern, denn das macht das Uebel nur schlimmer. Nun ist aber die Seele viel werthvoller als alles, was auf Erden wächst, und diese also tödten, wie im Thieropfer geschieht, ist nicht recht.

13. Aber vielleicht wirft jemand ein, daß wir ja auch an den Pflanzen, wenn wir sie opfern, einen Raub begehen[49])! Ja, aber doch ist das ein ganz anderes Rauben, denn es geschieht nicht wider ihren Willen. Denn wenn wir sie auch ungestört lassen, sie selbst lassen ihre Früchte fallen. Das Sammeln der Früchte ist überdem nicht mit der Vernichtung derselben eins in der Art, wie wenn Thiere ihre Seele aushauchen. Die Honigfrucht der Bienen aber gedeiht auch in Folge unserer eigenen Mitarbeit, und ist es also billig, daß wir auch

den Genuß davon theilen. Denn die Bienen sammeln zwar den Honig aus den Blumen, wir aber sorgen dafür, daß sie keinen Schaden nehmen, und deshalb theilen wir miteinander. Was ihnen nämlich nicht nützlich ist, das frommt uns, gleich als ob es der Lohn wäre, den sie uns zahlen, aber — der Thieropfer muß man sich also enthalten.

Es kommt ferner dazu, daß alles den Göttern gehört, nur die Früchte scheinen unser zu sein, sofern wir sie säen und pflanzen und mit der sonstigen Pflege noch erziehen. Von dem Unserigen also müssen wir opfern, nicht von dem Fremden! Uebrigens ist, was sich leicht beschaffen und aufwenden läßt, heiliger und den Göttern angenehmer, als dessen Gegentheil, auch für die Opfernden selbst leichter, sofern es zu stetiger Frömmigkeit bereiter macht. Was also weder heilig ist, noch leicht aufzuwenden, das soll man auch nicht opfern, obschon es uns etwa zu Gebote steht.

14. Daß die Thiere weder leicht zu beschaffen noch aufzuwenden sind, wird aber sofort ersichtlich, wenn wir auf die Gesammtheit unseres Geschlechts blicken. Denn wenn es auch giebt

„.... Männer an Schafen reich und an Rindern"[50]),

so muß man doch Folgendes bedenken. Erstens giebt es viele Völker, welche von Opferthieren nichts besitzen, wenn man nicht ganz verachtete als solche nennen will. Zweitens leiden die meisten Städtebewohner ebenfalls Mangel daran. Wenn jemand aber sagen wollte, das sei auch mit den Früchten der Fall, nun so bauen die Städter doch allerlei was sonst die Erde erzeugt, und es ist nicht so schwer, Getreide, als Vieh zu schaffen. Also wird es auch leichter sein, Getreide und sonstige Früchte der Erde, zu kaufen, als — Thiere. Was aber leichter zu beschaffen und geringer an Werth ist, das trägt dazu bei, daß man damit den Göttern eben so dauernd als allgemein dient.

15. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß die Götter dem schlichten Opfer holder sind als dem aufwandvollen. Denn als Thessalus einst goldgehörnte Rinder in Hekatomben dem pythischen Gotte weihete, sagte die Pythia: „Jener Hermioneus hat mehr geleistet, der mit drei Fingern Mehl aus der Tasche faßte und es opferte!" Und als er wegen dieses Ausspruches nun alles nahm und auf den Feuer-Altar warf, da sprach sie weiter: „Durch diese Handlung mache er sich doppelt so unliebsam, als er vorher willkommen gewesen." So ist also das geringe Opfer den Göttern angenehm, und mehr als auf die Menge des Geopferten siehet die Gottheit das Herz der Opfernden an.[51])

16. Aehnliches erzählt auch Theopompus[52]). Ein sehr reicher Mann, sagt er, Magnetes aus Asien, der zahlreiche Heerden besaß,

kam einst nach Delphi. Er pflegte jährlich den Göttern sehr zahlreiche und werthvolle Opfer zu bringen, theils wegen seines Reichthums, theils aus Frömmigkeit und um den Göttern besser zu gefallen. In solchen Verhältnissen lebend kam er zur Gottheit nach Delphi und nachdem er dem Gotte eine Hekatombe mit Pomp dargebracht und mit ungeheuerem Aufwande dem Apollo die Ehre gegeben, sei er in das Allerheiligste getreten, das Orakel zu befragen. Da er nun der Meinung war, unter allen Sterblichen am vorzüglichsten den Götterdienst besorgt zu haben, so habe die Pythia ihn gefragt, wer die Gottheit am besten und willigsten verehre und ihr die willkommensten Opfer bringe? Er glaubte natürlich selbst den Preis davon zu tragen; die Priesterin aber habe geantwortet, der beste Götterverehrer von allen sei Klearchos in Methydrium in Arkadien. Betroffen habe er plötzlich den Vorsatz gefaßt, diesen Mann zu sehen und von ihm zu lernen, wie er seine Opfer bringe. Wirklich sei er sofort nach Methydrium gereist und habe es anfangs verächtlich gefunden in der Meinung, daß bei der Kleinheit und Armseligkeit des Ortes kein Privatmann hier, ja die ganze Stadt nicht so splendid und schön wie er die Götter ehren könne. Als er aber doch zu dem Manne gegangen und ihn der Frage gewürdigt, wie er denn die Götter ehre, da habe Klearchos geantwortet: „Ich trage eifrige Sorge, den Göttern in den vorgeschriebenen Zeiten meine Opfer zu bringen, allmonatlich beim Neumond bekränze und schmücke ich den Hermes und die Hekate und die anderen Götter, die uns von unseren Vorfahren überliefert sind, daß wir sie mit Weihrauch, Mehl und Brod erfreuen, jahraus jahrein betheilige ich mich auch an den öffentlichen Opferungen, so daß ich kein Fest versäume. An diesen selbst opfere ich allerdings keine Rinder, schlachte überhaupt keine Opferthiere, sondern ich opfere, was gerade da ist, und achte nur darauf, daß ich von allen Früchten und was sonst die Jahrszeiten an Gewächsen bringen, die Erstlinge den Göttern weihe, und zwar so, daß ich sie zu einem Theile selbst genieße, zum anderen aber den Göttern gebe, denn da er selbst hiermit zufrieden sei, habe er niemals Rinder opfern können."

17. Von einigen Geschichtsschreibern wird auch gemeldet, als die Tyrannen sich der Herrschaft Karthago's bemächtigt, hätten sie nach dem langen Bürgerkriege dem Apollo glänzende Hekatomben gebracht, und als sie dann gefragt, woran er am meisten Freude habe, da habe er wider alles Erwarten geantwortet: am Mehl des Dokimos! Dies war aber ein delphischer Landmann, der ein schlechtes steiniges Feld zu bebauen hatte. Er war gerade den Tag von seinem Lande herein

gekommen und hatte aus seinem umhängenden Quersacke ein Paar Gespen Mehl geopfert und dadurch die Gottheit mehr erfreut, als jene, die ihre Opfer mit großem Aufwande herstellten. Das ist so klar, daß verschiedene Dichter sagen, wie Antiphanes in der „Mystis“:

An schlichtem Opfer freut die Gottheit sich;
Sie zeigt das Herz. Wenn Manche Hekatomben
Als Opfer bringen und zu alledem
Zuletzt mit Weihrauchdüften es vollenden,
So ist das Alles nutzlos aufgewendet,
Vergeblich Opfer, das die Selbstsucht bringt:
Nur schlichte Opfer sind dem Gott genehm.

Und Menander im „Mißvergnügten“ sagt:

Mit Brod und Weihrauch dient man Göttern fromm,
Gern nehmen sie's im Altarfeuer an!

18. Aus diesem Grunde bediente man sich auch der thönernen und hölzernen Gefäße und der Körbe bei den öffentlichen Opferfesten und war überzeugt, daß die Gottheit ihrer sich besonders freue. Ebendeshalb gelten auch die ältesten Opfergefäße, obwohl sie aus Thon und Holz bestehen, für heiliger, theils ihres Stoffs, theils ihrer Einfachheit halber. Daher soll Aeschylus, als die Delphier ihn baten einen Preisgesang auf den pythischen Gott zu verfassen, geantwortet haben: Die besten habe Tynnichos schon gesungen; würde man nun seinen mit denen des Tynnichos vergleichen, so würde man ihn aufnehmen wie neue Statuen gegenüber den alten. Diese letzteren gelten trotz ihrer Einfachheit für göttlich; die neuen aber, und wenn sie noch so sauber gearbeitet sind, werden zwar bewundert, aber den Ruhm der Göttlichkeit finden sie nicht. Daher sage auch Hesiod, indem er das alte Opfergesetz preist, mit Recht:

„Das ist von Alters das beste Gesetz, daß Alle den Göttern
„Opfern“ . . .[55])

19. Die Schriftsteller, welche von den Gottesdiensten und Opfern handeln, betonen besonders, daß man die höchste Sorgfalt auf das Opfergebäck wenden soll, denn das sei den Göttern wohlgefälliger als die Thieropfer. Auch Sophokles, indem er ein gottgefälliges Opfer schildern will, sagt im „Polyeides“:

„Ein Vließ vom Widder ward und ein Rebenspend'
„Und wohlgepflegte Traubenfülle dargebracht,
„Ein Früchtequodlibet und Gerstenschrot,
„Olivenöl und mit dem goldnen Honigseim
„Das wundersam in Wachs geformte Bienenwerk“.

Auch in Delos gab es einst Heiligthümer von den garbenbringenden Hyperboräern gestiftet. Wir müssen also in reformirter Weise opfern gehen und den Göttern schlichte Gaben, die sie lieben, darbringen aber keine Luxusopfer. Nun meint man freilich, mit einem glänzenden Gewande über den schmutzigen Leib zum Opfer gehen, das sei unheilig; wenn dagegen Leib und Kleid gleich glänzend ist, so meint man, komme es zum heiligen Opfern nicht darauf an, ob die Seele vom Bösen rein sei: als ob die Gottheit sich nicht an dem Göttlichsten in uns und daran, daß es, weil ihr verwandt, auch rein sei, am meisten freuen sollte! In Epidaurus war daher Gesetz:

„Rein sei wer eintritt in den Weihrauch duftenden Tempel,
„Reinheit aber ist nur in den reinen Gedanken der Seele.“

20. Daß Gott nicht an massigen Opfern sein Wohlgefallen hat, erhellt auch daraus, daß man von der täglichen Speise, wie immer diese auch arten möge, allgemein, bevor man sie berührt, ein Weniges davon den Göttern weihet, aber eben diesem Wenigen geschieht mehr Ehre als dem Ganzen. Auch Theophrastus, wo er die väterlichen Sitten durchgeht, zeigte, daß die ältesten Opfer in Früchten bestanden und älter waren als die Kräuteropfer, die Spenden aber erklärte er auf folgende Weise. Die ältesten heiligen Gebräuche waren die Trankopfer, nämlich die Wasserspenden; dann kamen die Honigspenden, denn diesen haben wir von den Bienen am frühesten als freiwillige flüssige Frucht empfangen. Dann die Oelspenden, zuletzt von allen die erst später entstandenen Weinspenden.

21. Dies wird bestätigt nicht nur von den alten (athenischen) Gesetztafeln, welche in der That die korybantischen Gebräuche von Kreta exemplifiziren[56]), sondern auch von Empedokles, der von den Opfern und der Entstehung der Götter singend, sagt:

Damals gab's keinen Mars und noch kein Kriegsgetümmel, Zeus regierte noch nicht, kein Kronos und kein Poseidon: Kypris allein war Königin, ...

das heißt die Liebe!

„Sie, deren Gunst man gewann durch Opfer von heiligen Bildern,
„Schönem Gürtelgeweb' und lieblich duftenden Myrrhen,
„Sprengend den Boden umher mit den Spenden vom goldenen Honig.“

— was auch jetzt noch von Manchen geschieht, eine Spur noch von der Wahrheit! —

„Aber noch troff kein Altar vom Blute gemordeter Rinder.“

22. Da nämlich die Liebe und das Mitgefühl mit allem Mitgebornen

Alles beherrschte, so tödtete niemand nichts, sondern betrachtete die übrigen Thiere wie verwandte Wesen. Als aber der Kriegsgott mit seinem Aufruhr-, Kriegs- und Schlachtgewühl auftrat, da scheute in der That Keiner keinen seiner eigenen Hausgenossen. Das hängt aber so zusammen: Wenn in der menschlichen Gesellschaft Uebelthäter auftreten, von roher Natur der Leidenschaft hingerissen, und vergreifen sich an uns, so meinen wir, wir müßten Alle strafen und tödten, wie auch von den vernunftlosen Thieren diejenigen, welche von Natur wild und übelthäterisch und von der Natur darauf angewiesen sind, anzugreifen, die sich ihnen nähern. Die übrigen aber, die uns nichts Böses thun und von Natur keine Raubthiere sind, diese zu fangen und zu tödten, ist allerdings Unrecht, wie es Unrecht ist, dergleichen Menschen zu tödten. Wir haben dazu gegen die Thiere kein Recht, weil einige von ihnen zwar schädlich und bösartig sind, die andern aber keineswegs, gerade wie bei den Menschen auch.

23. Soll man denn nun den Göttern opfern was überhaupt werth ist getödtet zu werden? Sie zu opfern ist so wenig Anlaß, als bei Verkrüppelten! Zu Unrecht, nicht zur Ehre bringen wir solche Opfer. Will man den Göttern Thiere opfern, so müßte man die opfern, die uns nichts Böses thun. Aber Thiere, die uns kein Leid thun, dürfen wir nicht tödten, also auch nicht den Göttern opfern. Wenn wir nun weder diese noch die schädlichen opfern dürfen, ist dann nicht klar, daß wir der Thiere überhaupt uns enthalten und sie auch nicht opfern dürfen, obschon wir manche tödten müssen?!

24. Andrerseits sind es drei Gründe, weshalb man Göttern opfert: sie zu ehren, ihnen zu danken, oder von ihnen etwas zu erlangen; gerade wie man guten Menschen, so meint man auch den Göttern huldigen zu sollen. Wir ehren die Götter, wenn wir danach Verlangen tragen vom Bösen frei und für das Gute fähig zu werden, oder wenn wir Gutes dankbar hinnahmen, oder wenn wir etwas Gutes zu erlangen wünschen oder auch nur um ihre Güte zu feiern. Wenn also Thiere den Göttern überhaupt geopfert werden sollen, so würden sie aus einem dieser Gründe darzubringen sein. Wird denn nun ein Gott solche Opfer als Ehre von uns hinnehmen, wenn wir mit dem Vollzug derselben ein Unrecht begehen, und wird er solches Thun nicht vielmehr als eine Schmach ansehen? Daß wir aber, wenn wir zum Opfer unschuldige Thiere schlachten, Unrecht begehen, ist unbestritten. Also, um die Götter zu ehren, darf man kein Thier opfern. Aber auch aus Dankbarkeit darf das nicht geschehen. Denn wer für Wohlthat würdigen Dank oder Gegenwerth

erstatten will, darf dies nicht dadurch thun, daß er Anderen Unrecht zufügt, denn das würde gerade so sein, als ob jemand den einen beraubte, um einen anderen mit dem Raube zu belohnen, und so ihm Ehre und Dank zu erweisen. Aber auch nicht um eine Gunst zu erlangen, darf man den Göttern Thiere opfern. Denn wer durch ungerechte Handlungen von anderen Gunst erlangen will, setzt sich dem Verdacht aus, daß er für erlangte Wohlthat nicht dankbar sein wird. Wer also auf Gunst der Götter hofft, darf ihnen nicht Thiere opfern. Denn wenn auch von Menschen unerkannt jemand so handeln könnte, so ist's doch unmöglich, daß dies auch vor Gott verborgen bliebe. Wenn also das Opfern überhaupt aus einem der genannten Gründe geschehen muß, keiner dieser Gründe aber das Thieropfer zuläßt, so ist klar, daß Thiere den Göttern überhaupt nicht geopfert werden dürfen.

25. Durch den Genuß, den wir selbst vom Opfern der Thiere haben, und durch den wir die Wahrheit über diese Opfer zu verlöschen suchen, täuschen wir uns selbst, nicht den Gott. Denn von jenen gering geschätzten Thieren, welche uns selbst keinen Nutzen gewähren und keine wohlschmeckende Speise bieten, opfern wir auch den Göttern nicht! Denn wer hat je Schlangen geopfert oder Skorpione oder Affen oder irgend ein Thier dieser Art? Aber die Thiere, die uns nützlich sind oder Genuß gewähren, deren schonen wir keines, sondern schlachten und schinden sie unter der Autorität des Göttlichen: Rinder und Schafe, Hirsche und Vögel, sogar die Thiere, welche mit Reinheit nichts zu thun haben, aber uns einen Genuß gewähren, die Mastschweine, schlachten wir den Göttern!! Einige dieser Thiergattungen helfen uns durch ihre Arbeit, andere leisten uns zum Erwerb unserer Nahrung oder sonst Hülfe. Die uns aber nichts dergleichen gewähren, speisen wir aus reiner Genußsucht und opfern sie daher, ebenso wie die Nutzthiere, den Göttern. Esel freilich und Elephanten und ähnliche Arbeitsthiere, da sie keinen Genuß gewähren, opfern wir auch nicht. Und selbst ohne das Gottesopfer enthalten wir uns der Thiere doch nicht, sondern schlachten sie um der Gaumenlust willen, und wählen dazu nicht Thiere, die etwa den Göttern, nein, die den menschlichen Begierden am angenehmsten sind, und zeugen damit gegen uns selbst, daß wir um unserer Genußsucht, nicht aber um der Götter willen, ihnen mit solchen Opfern dienen.

26. Unter den Syrern bringen die Juden, bei denen blutige Opfer altherkömmlich sind, wie Theophrastus erzählt, noch jetzt Thier-

opfer auf eine Weise, daß wir, wenn uns befohlen würde, ebenso zu opfern, sicherlich von der Ausführung Abstand nehmen würden; nämlich sie essen nicht vom Fleisch der Opferthiere, sondern verbrennen es über Nacht ganz unter Beigabe von vielem Honig und Wein und vertilgen es so rasch, damit nicht der Allsehende das Schreckliche schaue. Und das thun sie, indem sie in der Zwischenzeit fasten. Während dem aber reden sie als Philosophen mit einander über göttliche Dinge, beobachten Nachts die Gestirne und indem sie nach ihnen aufschauen, rufen sie mit Gebeten die Gottheit an. Sie waren die Ersten, welche sowohl Thiere als auch Menschen opferten, aus Noth und nicht aus Lust.[57])

Blickt aber jemand auf die Egypter, die Vernünftigsten unter Allen,[58]) so wird er finden, daß sie des Thiermordes so streng sich enthalten, daß sie vielmehr die Thierbilder zu Götterbildern machten, so nahe verwandt hielten sie dieselben sowohl den Göttern als den Menschen!

27. Von Anfang also brachte man den Göttern nur Früchte als Opfer dar; mit der Zeit aber, als man unsere eigene Reinheit vernachlässigte, als die Früchte unzureichend wurden und wegen des Mangels normaler Speisemittel die Menschen auf einander selbst losgingen, um sich aufzuzehren, da opferten sie denn unter vielem Bitten und Flehen zur Gottheit zuerst sich selbst den Göttern; und sie opferten den Göttern nicht nur etwa das Schönste, was sie hatten, sondern über das Schönste hinaus vergriffen sie sich an ihrem eigenen Geschlechte! Seitdem sind nicht nur in Arkadien am Feste des lykäischen Zeus[59]) und in Karthago am Feste des Chronos öffentliche Menschenopfer üblich bis auf den heutigen Tag, sondern zur Erinnerung an das ursprünglich Gesetzliche besprengen sie periodisch die Altäre mit dem Blute ihres eigenen Geschlechts,[60]) obgleich ihre heiligen Gesetze denjenigen, der Menschenmordes schuldig ist, unter Besprengen der Altäre mit Weihwasser, durch den Ausrufer von ihnen ausschließen. Von da aus gingen sie nun weiter und setzten an Stelle ihrer eigenen Leiber die der Thiere; der normalen Speise überdrüßig und der Frömmigkeit vergessend, verfielen sie in Unersättlichkeit und ließen nichts mehr ungekostet und ungenossen, wie es bezüglich der aus Früchten bereiteten Speisen jetzt auch Aller Gewohnheit ist. Denn wenn man in der Kost das nothwendige Bedürfniß überschreitet und das Uebermaß der Sättigung sucht, so erfindet man zum Genuß allerlei

Dinge, die ganz außerhalb aller Vernünftigkeit liegen. Und so kamen sie dazu, das alles zu genießen unter dem Scheine, daß sie den Göttern noble Speisen bereiten müßten! War mit dieser Praxis einmal der Anfang gemacht bezüglich der Fruchtspeisen, so kam dann die Fleischesserei hinzu. Denn wie man einst die Früchte den Göttern weihete und nach der heiligen Handlung sie mit Lust genoß, so glaubte man nun auch nach Einführung der Thieropfer thun zu müssen, obschon die alten Religionsgesetze das nicht mit sich brachten, sondern mit Früchten ehrte man alle Götter unter der Sympathie der ganzen Natur und alles menschlichen Seelengefühls,

„Aber noch troff kein Altar vom Blute gemordeter Rinder,
„Sondern es galt dem Menschen annoch als ein ekles Verbrechen,
„Thiere zu morden und dann als Fraß ihre Glieder verzehren!"

28. Man kann dies an einem Tempel, der noch jetzt bei Delos besteht, bestätigt finden; denn da niemand zu ihm kommt, Thiere zu bringen und sie zu opfern, so heißt er „der Altar der Frommen". Man enthielt sich dort also nicht blos des Thieropfers, sondern man hielt auch diejenigen, welche den blutlosen Cultus gegründet hatten und übten, für besonders fromm. In Folge dieses Beispiels enthielten sich die Pythagoreer überhaupt des Genusses der Thiere während ihres ganzen Lebens; und wenn sie ein Erstlingsthier den Göttern darbrachten, so aßen sie nur von diesem, lebten aber übrigens in der That, ohne Fleisch anzurühren.[61]) Nicht so wir; sondern uns damit anfüllend, kommen wir zu einer jener Gewohnheiten, welche gegen alles Lebensgesetz sind, denn weder der Götter Altäre soll man mit Blut beflecken, noch soll der Mensch solche Speise genießen, so wenig wie das eigene Fleisch, sondern er soll zeitlebens jenes Gebot halten, das heute noch in Athen Geltung hat.[62])

29. Während man nämlich, wie bemerkt, von Alters her den Göttern noch Früchte opferte, aber keine Thiere, und diese auch nicht zur eigenen Ernährung brauchte, soll in Athen bei einem öffentlichen Opferfeste ein gewisser Diomos oder Sopatros,[63]) ein eingewanderter attischer Landmann, auch haben opfern wollen, und indem seine Kuchen und sonstigen Opfer dazu offen bereit gelegen haben, sei ein von der Arbeit kommender Stier hinzu gerathen und habe die Opfer theils gefressen, theils zertreten. In hellem Zorn über den Eindringling habe der Landmann Einem, der gerade ein Beil geschliffen, dies entrissen und das Thier getödtet. Als nun der Stier todt gewesen, sei er von seinem Zorn erwacht und habe eingesehen, welche Unthat er

vollbracht. Da habe er den Stier begraben, habe aber, im Bewußtsein seiner Schuld, ein freiwilliges Exil auf sich genommen und sei nach Kreta geflohen. Da nun aber große Dürre und in Folge dessen Mißernte in Attika eingetreten, so beschloß man das Orakel zu hören. Die Pythia erklärte: „Der Exulant in Kreta wird das sühnen: statt den Mörder zu strafen und den Todten durch ein gleiches Opfer zu erwecken, ist es besser, von dem Getödteten zu essen und dabei zu beharren." Nun suchte man den Sopatros auf. Dieser aber, mit der Blutschuld beladen, erkannte, daß er allen Verlegenheiten enthoben sein würde, wenn das Alle öffentlich thäten und erklärte also der Gesandtschaft: Sie sollten zum Heile des Staates einen Stier schlachten! Als sie nun in Verlegenheit waren, wer das unternehmen sollte, versprach er, es selbst zu thun, wenn sie ihn zum Bürger machten und so sich an der Tödtung betheiligten. Nachdem sie das zugestanden, kehrten sie nach Athen zurück und stellten die Praxis fest, die seitdem bei ihnen herrscht.

30. Nämlich sie wählten Mädchen zum Wassertragen aus; diese bringen Wasser, um Axt und Messer zu schleifen. Als sie diese geschliffen, so reichte Einer die Axt dar, ein Anderer schlug den Stier, ein Anderer fing ihn ab, und nachdem sie ihn abgehäutet, aßen Alle davon. Nachdem das alles geschehen, nahmen sie des Stieres Haut, stopften sie mit Heu aus und stellten so den Stier wieder in der Gestalt her, die er im Leben gehabt und schirrten ihm den Pflug an, als ob er arbeiten sollte. Dann hielten sie Gericht über den Mord und riefen alle Betheiligte zur Verhandlung. Da nun aber die Wasserträgerinnen die Schuld auf die Schleifer, die Schleifer aber auf den Darreicher der Axt, der Darreicher aber auf den Todtschläger, dieser aber auf die Axt wälzte, so verurtheilten sie die Axt, die ja keine Stimme hatte, um sich vertheidigen zu können. So wird in Athen am Feste der Diospolien das Stieropfer gehalten bis auf den heutigen Tag! Man setzt auf einen ehernen Tisch Kuchen und Brot und treibt Stiere heran, ihn abzuweiden. Welcher zuerst die Opfersachen frißt, der wird geschlachtet. Die Familien derer, die das einst gethan, existiren noch. Nämlich die Nachkommen des Sopatros, der den Schlag führte, heißen die Stiertödter; die der Herantreiber heißen Kentriaden (Treiber), die der Abfänger heißen Daitroi (Vorschneider) wegen der hierdurch entstandenen Fleischkost. Ist nun aber die Ochsenhaut ausgestopft, so wird Gericht gehalten und schließlich die Axt im Meere ersäuft!!

31. Man sieht hieraus, daß es von Alters her durchaus nicht

erlaubt war, die Thiere, die uns zu unserm Unterhalt arbeiten, zu tödten, und so muß man auch jetzt sich davor hüten! Und wie es ehedem nicht gestattet war, daß Menschen sie als Speise genossen, so muß man annehmen, daß es auch jetzt nicht erlaubt ist, sie als Nahrung zu sich zu nehmen. Auch um der heiligen Götter willen ist es nicht nöthig, sondern man muß diese Leidenschaft völlig von sich fern halten, damit wir nicht, indem wir unsere Speise aus diesen unerlaubten Dingen bereiten, uns zur Gewaltthätigkeit unter einander im eigenen Leben erziehen. Das würde, wenn es auch sonst nichts nutzte, wenigstens zur allgemeinen Friedfertigkeit dienen, denn wessen Gefühl sich sträubt, Hand an die Thiere zu legen, dessen Sinn wird noch vielmehr vor dem Angriff auf sein eigenes Geschlecht zurückscheuen. Das Allerbeste wäre also, sich sofort und für immer zu enthalten! Da aber doch niemand ohne Sünde ist, so bleibt nur übrig, die kommenden Geschlechter zu behüten, indem wir die Genuß-Sünden der Vorfahren abbüßen. Das aber würde geschehen, wenn wir die Abscheulichkeit uns klar vor Augen stellten und uns selbst beweinend mit Empedokles sagten:

„Wehe mir, weh! daß der Tod mich nicht rief, noch eh' der Gedanke,
„Solch einen schrecklichen Fraß mit der Lippe zu kosten, gedacht war";

denn wer das wahre Leben will, der muß in seinem innersten Gefühl Schmerz empfinden über jene Frevel und gegen das noch bestehende Uebel Heilmittel wissen, damit jeder Mensch der Gottheit reine Opfer bringen lerne und in gleichem Maße selbst Reinheit und Gunst der Götter erlange.

32. Die höchste Göttergabe aber sind die Früchte, die ohne unser Zuthun vom Himmel und der Erde, die sie hervorbringt, gegeben werden. Ist doch die Erde für Götter und Menschen Herd und Altar zugleich und wir alle müssen uns an sie, wie an unsere Ernährerin und Erzeugerin, schmiegen und ihr lobsingen und sie wie unsere Mutter zärtlich lieben. Durch eine solche Lebensumwandlung würden wir wieder werth des Himmels und des Umgangs der himmlischen Götter. Zu ihnen aufblickend aber sollen wir jetzt sie alle ehren mit dem, was sie selbst uns gaben, nämlich mit den Erstlingen der Früchte, aber wir sollen nicht meinen, daß wir alle zu solchen Opfern geeignet seien.

Denn gleichwie nicht alles geopfert werden darf, so sind auch den Göttern die Opfer nicht von allen angenehm.

Dies sind die Hauptgründe, welche Theophrastos gegen das Opfern der Thiere geltend macht, ausgenommen einige eingewobene kleine Erzählungen, welche wir hinzugefügt haben. [64]).

33. Ich bin nun nicht gekommen, Gesetze aufzulösen, die für alle gelten; ich habe hier keine politische Aufgabe zu lösen. Da aber die Staatsgesetze, unter denen wir leben, gestatten, die Gottheit auch durch geringfügige und leblose Opfer zu ehren, so wählen wir die einfachsten Opfer, opfern legal und bemühen uns, ein würdiges Opfer dadurch zu bringen, daß wir in jeder Beziehung rein den Göttern nahen. Uebrigens aber, wenn das Erstlingsopfer und der Dank für den Unterhalt, den die Götter uns geben, gerechtfertigt ist, wäre es denn nicht das Unvernünftigste, wenn wir, die wir des Thiergenusses uns enthalten, den Göttern Thieropfer bringen wollten? Die Götter sind doch wohl nicht schlechter als wir, daß sie dessen bedürften, was wir verschmähen, zumal es überhaupt nicht fromm ist, den Göttern von dem zu spenden, was man selbst nicht genießt. Wir finden nämlich, daß die Menschen immer die Sitte befolgten, keine Thiere zu opfern, wenn sie selbst keine lebenden Wesen verzehrten; so bald sie aber diese essen lernten, brachten sie auch Thieropfer den Göttern dar. Daher ziemt es sich auch jetzt, daß wer kein Thier ißt, kein Opfer von dem bringt, was er sonst genießt.

34. Auch wir wollen also opfern, aber wir wollen opfern, wie es sich ziemt, andere Opfer anderen Göttern, und dem Gott über Alles, wie ein Weiser sich ausdrückt, bringen wir und widmen wir keinerlei sinnliches Opfer. Denn es giebt nichts Körperliches, was dem Unkörperlichen nicht zugleich unrein wäre. Ihm ist daher auch das gesprochene Wort nicht adäquat, ja nicht einmal das innere Wort, falls es von Leidenschaften der Seele getrübt ist; aber durch reines Schweigen und durch reine Gedanken über ihn beten wir ihn an. Mit ihm uns verbindend, ihm uns ähnlich machend, müssen wir unsere Andacht ihm als unser heiliges Opfer darbringen, sie, die unser Hymnus zugleich und unser Heil ist. Das Gottschauen einer reinen Seele ist das vollkommene Opfer. Den aus ihm hervorgegangenen geistigen Göttern mag man auch in Worten lobsingen, denn man opfert einem jeden von dem, was er giebt, wodurch er uns nährt und uns lebenstüchtig macht. Wie nun der Landmann von Garben und Baumfrüchten, so bringen wir den Göttern von unseren schönen

Gedanken über sie unsere Dankopfer dar für das, was sie uns schauen ließen, und weil sie uns durch eben dieses Schauen durch ihren Umgang und Offenbarung und durch unsere Erleuchtung über unser Heil in Wahrheit ernähren.

35. Jetzt freilich verschmähen viele, dies zu thun, sogar viele von denen, die der Philosophie obgelegen haben: sie jagen ihrem eigenen Ruhme nach, statt der Gottheit die Ehre zu geben, sie umwandeln die Götterbilder wohl, aber wohin es mit ihnen kommt oder nicht kommt, darauf achten sie nicht, und wie und wie weit man zu gehen habe, das fragen sie auch bei keinem der Weisen nach! Wir aber wollen uns mit ihnen nicht aufhalten, sondern die Sache selbst studiren, und jenen ehrwürdigen Alten nachahmend, ihnen reiche Opfer bringen von dem, was sie uns offenbaren und was wir für uns als wahrhaft heilbringend anerkennen.

36. So beschäftigten sich die Pythagoreer besonders mit Zahlen und Bildern und weiheten daher die meisten derselben den Göttern und nannten die eine Zahl Athene, die andere Artemis, eine andere Apollo, die eine die Weisheit, die andere die Gerechtigkeit, und ähnlich machten sie es mit den Figuren. Daher fanden sie mit ihren Opferspenden das Wohlgefallen der Götter, fanden mit ihren Anrufungen Gehör und erhielten öfters von ihnen Orakel, wenn sie irgend etwas zu erforschen hatten. Die himmlischen Götter aber, die festthronenden sowohl wie die wandelnden, als deren Führer man Sonne und Mond annimmt, würden von ihrem Feuer uns mittheilen, wenn wir thäten, was der Theologe[65]) sagt. Er aber sagt, man soll nicht eines von den beseelten Wesen opfern; Gerstenbrod und Honig und Baumfrüchte und Blumen möge man spenden, „aber kein Opferfeuer flamme vom blutigen Altare" und so weiter. Denn wozu das alles wiederholen? Jeder Fromme weiß, daß man den Göttern nichts Lebendes opfert, sondern den Dämonen nur, guten wie bösen, und wer ihnen zu opfern hat und was ihnen darzubringen ist, ich aber will darüber schweigen. Was jedoch einige Platoniker veröffentlicht haben, das dient wohl, einfach wiedergegeben, für Einsichtvolle dazu, die vorliegende Frage aufzuklären. Sie sagen nämlich wie folgt.

37. Der höchste Gott ist körperlos, unbewegt, untheilbar, er ist weder in etwas Anderem drin, noch ist er in sich selbst gebunden, noch bedarf er etwas von den Außendingen, wie gesagt wird: die Seele der Welt bedarf dessen nicht; dreifach ist ihre Dimension und hat Eigenbewegung von Natur und zwar ist sie so geartet, daß sie schön und wohlgeordnet bewegt wird und selbst bewegt den Weltkörper nach ewigen

Gesetzen, nimmt ihn in sich auf und umfaßt ihn, obwohl sie selbst körperlos ist und völlig unaffizirbar. Den übrigen Göttern aber, dem Kosmos, den festthronenden wie den Wandelgöttern, den sichtbaren, aus Seele und Leib bestehenden, diesen soll man Gegengaben des Dankes in der besprochenen Weise bringen mittelst blutloser Opfer. So bleibt noch die Menge der unsichtbaren Geister, welche Plato ohne nähere Unterscheidung Dämonen nennt. Einige von ihnen werden von den Menschen mit besonderen Namen bezeichnet, werden dann den Göttern gleich geachtet und mit gleichem Kultus geehrt; die anderen aber haben meistens keinen gemeinsam geltenden Namen, sondern finden nur bei einigen, dörfer- und städteweise, lokale Namen und obskure Verehrung; die Masse der übrigen aber werden unter dem gemeinsamen Namen der Dämonen verehrt. Ein Dogma aber sagt von ihnen allen: wenn sie vernachlässigt werden und den gesetzlichen Kult nicht finden, so werden sie boshaft und stiften Schaden; dagegen thun sie denen wohl, welche sie mit Gebeten und Anrufungen mit Opfern und so weiter sich versöhnen.

38. Da nun die Vorstellung über sie sehr verworren ist und in viele Differenzen ausläuft, so ist es nöthig, ihre Natur des Näheren auseinanderzusetzen, und eben so nothwendig ist es, sagen andere, zu zeigen, woher den Menschen ihr Irrthum überhaupt gekommen ist. Man muß nämlich Folgendes unterscheiden.

Ein Theil der Seelen, die dem Weltganzen entstammen und in den weiten Gefilden herrschen, die unter dem Monde sind, verbindet sich je einem Geiste und beherrscht ihn durch die Vernunft. Das sind die guten Dämonen und sie walten auch aller Dinge zum Guten, mögen sie nun der Thierwelt vorstehen, oder gewissen Fruchtgattungen, oder den Dingen, die um dieser willen da sind, als da sind: Regen, sanfte Winde, schönes Wetter, oder was dazu beiträgt: die Jahrestemperaturen; auch sind sie Führer zu den Künsten, der gesammten Musik und Erziehungskunst, der Heilkunst und der Gymnastik und dergleichen. Es ist unmöglich, daß diese Dämonen das Heilsame stiften und zugleich Urheber des Schädlichen seien. Zu ihnen gehören auch die Götterboten, wie sie Plato bezeichnet, welche von den Menschen Kunde zu den Göttern, und von den Göttern ebenso den Menschen bringen. Sie tragen nämlich unsere Gebete zu den Göttern empor, als den Richtern, und umgekehrt bringen sie uns die Aussprüche und Winke jener durch die Orakel.

Ein Theil dieser Seelen aber, die über die mit ihnen verbundenen Geister nicht herrschen, sondern im Gegentheil meist von ihnen

beherrscht werden, diese werden von ihnen arg gehetzt und gejagt, so bald der Sturm und die Leidenschaften dieser Geister einen Anlaß finden. Auch diese Seelen heißen Dämonen, aber mit Recht werden sie böse Dämonen genannt.

39. Sie alle aber, gute wie böse, sind unsichtbar und für menschliche Empfindungen vollkommen unwahrnehmbar. Denn sie sind nicht mit einem festen Körper umgeben, noch haben sie alle einerlei Gestalt, sondern sie sind in den mannichfaltigsten Bildungen ausgeprägt. Ihre den Geist charakterisirenden Formen erscheinen indessen bald und bald werden sie unsichtbar, zuweilen auch wechseln sie ihre Gestalt, nämlich die bösen. Der Geist aber, sofern er doch körperlicher Natur ist, ist auch affizirbar, zerstörbar. Da er indessen durch die Seele gebunden ist, kann seine Individualität lange Zeit bestehen: ewig aber ist er nicht, da er doch nicht ohne eine gewisse stetige Ab- und Zunahme sein kann. Die guten Dämonen sind schön gestaltet, ähnlich den Erscheinenden, die bösen aber sind häßlich von Gestalt, und den Affekten zugänglicher halten sie sich mehr in der Erdnähe auf. Es giebt nichts Schlimmes, was sie nicht zu vollbringen versuchten. Sie sind von durch und durch gewaltthätigem und heimtückischem Wesen, und da sie nicht unter der Gewalt eines besseren Dämons stehen, so machen sie ihre Angriffe meist plötzlich und mit Heftigkeit, bald sich verbergend, bald zur Gewaltthat hervorbrechend. Daher sind die Leiden, die von ihnen herrühren, akuter Art, die Heilungen aber und Wiederherstellungen, die durch die guten Dämonen geschehen, sind langsamer Art. Denn alles Gute ist maßvoll und sich selbst gleich, schreitet regelmäßig vor und überschreitet das Schickliche nie. Bist Du aber hiervon überzeugt, so wirst Du nie auf die alberne Meinung gerathen, daß Gutes zum Bösen oder Böses zum Guten führen könne; und das ist nicht nur albern, sondern es kommt noch dazu, daß man dann die schlechte Meinung, die man von den Göttern hegt, auch auf die Menschen überträgt!

40. Unter den größten Uebeln, die von den bösen Dämonen herrühren, ist, wie constatirt werden muß, auch dies, daß sie die Ursache aller Kalamitäten sind, welche auf Erden vorkommen, als da sind: Pest, Mißerndten, Erdbeben, Dürre und dergleichen; andererseits aber täuschen sie uns auch und geben sich den Schein, Urheber des Guten, der guten Erndten u. s. w. zu sein, und werfen die Schuld des Bösen, das sie heimlich thun, auf die Götter, indem sie uns zu

Gebeten und Opfern für diese veranlassen, gleich als ob diese voll Zornes auf uns wären. Dies und dergleichen thun sie aber, um uns vom rechten Glauben abwendig zu machen und uns zu sich zu bekehren. Denn an allem Unvernünftigen und Widersinnigen haben sie ihre Freude, und indem sie gleichsam die Maske der übrigen Götter tragen, beuten sie unsere Dummheit aus, nämlich sie gesellen sich den Menschen schaarenweise zu, entzünden ihre Leidenschaften durch die Geschlechtslust, durch die Gier nach Reichthum, Macht, Wollust und eitlen Ruhm, woraus dann schließlich Aufruhr, Krieg und dergleichen erwächst. Was aber das Allerschlimmste ist, sie gehen dann noch weiter, lehren Aehnliches auch von den himmlischen Göttern glauben, ja sie messen sogar dem besten Gotte dasselbe bei, sofern er, wie sie sagen, alles Oberste zu unterst kehrt. Das meinen aber nicht blos Ungelehrte, sondern auch viele von denen, die sich mit Philosophie beschäftigen. Der Grund dieser Erscheinung ist ein gegenseitiger; denn die Philosophirenden, welche die Heerstraße der Menge nicht verlassen, kommen natürlich mit dieser zu gleichem Ziele; umgekehrt wird die Menge, indem sie ihre Meinungen von denen bestätigen hört, die ihr für Philosophen gelten, nur darin bestärkt, solche Meinungen von den Göttern zu hegen!

41. Dazu kommt noch das poetische Element, das die Meinungen der Menschen entflammt, durch die Darstellung Schrecken und Zauber bewirkt und durch Illusionen das Unmögliche glaubhaft macht. Wir müssen aber daran festhalten, daß das Gute nicht schädlich, das Böse nicht nützlich sein kann. Denn wie nach Plato's Ausdruck nicht die Wärme macht, daß es friert, sondern das Gegentheil: so kann auch die Gerechtigkeit nicht ungerecht sein. Das Gerechteste unter Allem aber ist die Gottheit, sonst wäre sie nicht Gottheit. Diese böse Macht und Eigenschaft ist also von den gutthätigen Dämonen völlig wegzudenken. Denn was von Natur oder aus Vorsatz verletzt, ist vom Gutthätigen das Gegentheil. Entgegengesetztes aber kann nicht in Einem und Demselben sein. Kurz, da die bösen Dämonen das Geschlecht der Sterblichen in vielen Beziehungen, einige sogar in den allerwichtigsten, plagen, so ist gewiß, daß die guten fortwährend uns ihre Dienste leihen und uns die von den bösen Geistern drohenden Gefahren zeigen und uns durch Träume, durch Eingebungen und vieles Andere warnen, so daß, wer solche Zeichen versteht, all' diesen Trug begreift und sich hüten kann. Denn sie warnen Alle, aber nicht Jeder begreift

ihre Zeichen, wie nicht Jeder die Schrift versteht, sondern nur wer sie lesen gelernt hat. Durch diese entgegengesetzten Dämonen geschieht übrigens alle Zauberei und Alle, die durch Zauberei Böses thun, pflegen diese Dämonen und ihre Herrscher am allermeisten zu verehren.

42. Denn diese sind voll von phantastischen Bildern und lassen sich durch Wunderthäterei leicht täuschen. Wer von solch' bösem Dämon besessen ist, macht durch ihn Liebestränke und treibt sonstige erotische Giftmischerei: alle Ausschweifungen, alle Habsucht, Ehrsucht, und vor Allem aller Betrug entsteht aus diesen Quellen, denn die Lüge gehört zu ihrer Natur. Für Götter wollen sie gelten und ihr Herrscher möchte für den höchsten Gott selbst gehalten sein. Diese sind es, die an den Trankopfern und am Fettdampf der Brandopfer sich laben, wodurch ihr Geist selber zu Fett wird, denn er lebt nur von Opferbrodem allerlei Art und wird stark durch den aufsteigenden Dampf von Opferfleisch und Blut!

43. Ein verständiger und denkender Mann enthält sich daher solcher Opfer, durch welche er solche Dämonen an sich ziehen würde; er wird aber bestrebt sein, seine Seele völlig zu läutern. Denn in reine Seelen kommen jene Dämonen nicht, sie sind ihnen zu unähnlich. Wenn es aber den Staaten nothwendig erscheint, auch diese zu versöhnen, so geht das uns nichts an. Denn diese halten auch Reichthümer, Außendinge, materielle Stoffe für Güter und deren Gegentheil für Uebel, und die Sorge für ihre Seele gilt ihnen als das Geringste. Wir aber wollen dessen, was jene gewähren, so wenig als möglich bedürfen, sondern wollen von ganzer Seele und mit allen Mitteln Gott und denen, die um ihn sind, zu gleichen suchen — das geschieht aber durch Seelenruhe und systematische Erkenntniß des Absoluten und des demgemäß einzurichtenden Lebens — und wollen schlechten Menschen und Dämonen und überhaupt Allem, was sein Ergötzen am Sterblichen hat, unähnlich zu werden suchen. So — um mit Theophrastus zu sprechen — bringen auch wir unsere Opfer dar! Dem stimmen ja auch die Theologen zu, indem sie wissen, daß in dem Grade, als wir die Seele von Leidenschaften zu reinigen versäumen, die bösen Dämonen sich mit uns verbinden, so daß wir diese zu versöhnen haben. Denn wie die Theologen weiter sagen: wer von den Außendingen sich bestimmen läßt und noch nicht Herr über seine Leidenschaft ist, der muß entweder diese Macht brechen, oder aber — ihre Qual für immer tragen!

44. Soviel von den Opfern. Wir kommen nun darauf zurück,

was wir eingangs[66]) berührten, daß selbst wenn man Thiere opfern müßte, es doch nicht nöthig ist, sie auch zu essen, und wollen nun zeigen, daß man sie nicht zu essen braucht, wenn man sie auch opfern müßte. Alle Theologen stimmen nämlich darin überein, daß man von Opfern, durch welche Unglück abgewendet werden soll, nichts essen dürfe, sondern es diene alles zur Abwendung. Man geht ja, sagen sie, nicht einmal in die Stadt oder in ein Privathaus, ohne zuvor Gewand und Leib an Fluß oder Quelle gesäubert zu haben: so müßten diejenigen, denen zu opfern gestattet sei, vom Opfer sich enthalten und sich dazu durch vorgängiges Fasten, besonders aber durch Enthaltung vom Fleisch, vorbereiten. Die Reinheit, sagen sie, sei die beste Schutzwehr gegen Verführung; gleichsam das göttliche Symbol und Siegel, daß man von denen nichts werde zu leiden haben, denen man nahet, um sie durch Opfer zu beschwichtigen; ist er selbst aber anders und göttlicher beschaffen, als die, denen er opfert, und zwar an Leib und Seele in gleicher Weise, so bleibt er unverletzt: seine Keuschheit ist seine Schutzwehr.

45. Daher kam es, daß man zu seinem Schutze glaubte Zauberer brauchen zu sollen. Aber das hilft nicht immer, denn gerade um der Wollust willen ruft man ja die bösen Dämonen an. Die Reinheit ist ja nicht Sache der Zauberer, sondern der Götter und göttlich gesinnter Menschen, und sie bringt denen, die sie haben, die Gottgemeinschaft als unbedingten Schutz. Wenn doch auch alle Zauberer sie hätten und nicht vielmehr ihrer Zauberei nachhingen: sie würden durch sie von dem Genusse dessen abgezogen werden, um dessen willen sie ihr gottlos Wesen treiben. Da sie aber voll von ihren Lüsten und voll von unreinen Wesens sind, indem sie unreiner Speisen sich nur wenig enthalten, so müssen sie auch ihr gottlos Leben büßen, theils durch diejenigen selbst, die sie reizen, theils durch die alles Sterbliche, Gedanken und Worte durchschauende Gerechtigkeit. Dem göttlich gesinnten Manne eigen ist jene innere und äußere Reinheit, welche eben so fern von den Leidenschaften der Seele zu sein strebt, als sie sich aller Speisen enthält, welche die Leidenschaften anregen; dagegen ist göttliche Weisheit seine Speise, durch richtige Gedanken über das Göttliche sucht er selbst gottähnlich zu werden, bringt geistige Opfer dar, und zwar im weißen Gewande, nämlich im Gewande einer wahrhaft reinen, leidenschaftlosen Seele, und so nahet er leichten Körpers der Gottheit, ohne sich mit fremdartigen Stoffen und Säften und mit Leiden der Seele zu beladen.

46. In den Heiligthümern, welche den Göttern von Menschen errichtet sind, kommt es nicht darauf an, mit reinen Füßen und makellosen Sandalen zu erscheinen und in des Vaters Tempel, nämlich in diesem Weltall, ziemt es nicht immer, mit sauberem Ledermantel sich zu schmücken und heilig einher zu gehen: denn wenn das nur die Gefahr wäre, daß das Kleid etwa schmutzig wird, so dürfte man das wohl übersehen und sorglos sein. Nun aber bringt jeder sinnliche Körper einen Ausfluß dämonischer Stoffe mit sich, und alsbald entsteht die Neigung zu jener Unreinheit, die aus dem Genuß von Fleisch und Blut entspringt, und erwächst durch Verwandtschaft und Umgang zu einer nur zu willkommenen Macht.

47. Daher sorgen die Theologen mit Recht für Enthaltsamkeit, und der Aegyptier [67]) hat uns das bestätigt, indem er den natürlichsten, der Erfahrung entnommenen Grund dafür angab. Nämlich eine böse, unvernünftige Seele, die ihren Körper nach gewaltsamer Tödtung desselben verlassen hat, weilt nun in der Nähe desselben, wie denn das alle Seelen gewaltsam Getödteter thun, — ein Zeichen, daß man sich nicht selbst tödten soll [68])! Gewaltsame Tödtungen seitens der Lebenden zwingen also die Seelen, sich an den Körpern, die sie verlassen, zu freuen, doch ist keine Seele behindert, dahin zu gehen, wohin sie ihre Wahlverwandtschaft zieht, daher man auch Viele trauern gesehen hat. So bleiben ja auch die Seelen der Unbestatteten bei deren Leichnamen, und die Zauberer beherrschen sie, indem sie den Körper derselben oder Theile davon zurückbehalten. Da man nun das Alles aus eigener Wahrnehmung wußte und die Natur, die Wahlverwandtschaft und die Lust kannte, die böse Seelen noch an ihren Leichnamen haben, so hütete man sich natürlich, Fleisch zu essen, um nicht von den fremden, durch Gewaltthat und unreine Wahlverwandtschaft festgehaltenen Seelen belästigt und durch die Gegenwart solcher Dämonen behindert zu sein, der Gottheit zu nahen.

48. Denn daß es in der Natur des Leichnams liegt, seine Seele nach sich zu ziehen, darüber war man durch zahlreiche Erfahrungen gewiß. Wer also die Seelen weissagender Thiere in sich aufnehmen wollte, verschlang deren wesentliche Körpertheile, z. B. die Herzen von Raben, von Maulwürfen, von Habichten, um deren gleich einem Gott weissagende Seelen gleichzeitig mit dieser Speise in sich aufzunehmen.

49. Der Philosoph und Priester des höchsten Gottes enthält sich daher mit Recht jeglichen Verzehrens der belebten Wesen und ist beflissen, durch sich allein dem alleinigen Gott zu nahen, ohne Belästigung durch begleitende Dämonen; er ist sicher, er schauet die

Naturnothwendigkeit. Denn der wahre Philosoph ist der Vielkundige, der Kenner der Zeichen der Zukunft und der Ereignisse der Natur; er ist verständig, ist bescheiden, ist maßvoll und immer auf sein Heil bedacht. Und gleichwie der Priester eines Spezial-Gottes wohl erfahren darin ist, wie dessen Bilder aufzustellen, wie dessen Orgien zu feiern, dessen Dienst und Sühnopfer zu vollbringen ist und dergleichen, so ist er, der Priester des höchsten Gottes, kundig der Kunst, sein Bild in sich selbst zu schaffen, sich ihm zu versöhnen und sich ihm zu verbinden.

50. Wenn nun schon Priester und Opferdeuter jener niederen Art sich enthalten und Andere sich enthalten lassen von Begräbnissen, von unreinen Menschen, von Blutflüssigen, vom Beischlaf, von schlechten und traurigen Schauspielen und vom Hören alles dessen, was Leidenschaften erregt, — schon weil dadurch und durch das Erscheinen böser Dämonen der Priester in seinen Functionen gestört wird, daher man auch sagt: „Ein Opfer zu unrechter Zeit ist schlimmer, als ein Gewinn" — wie sollte dann ein Priester des höchsten Gottes es über sich gewinnen, sich selbst zum Sarkophag für todte Körper zu machen, voll von Unflat, er, der des Gottes Umgang sucht?! Ist es nicht genug, daß auch beim Fruchtgenuß des Todes Keime in unserem Leben liegen? Doch genug davon, wir müssen noch auf das Opfer zurückkommen.

51. Es könnte nämlich jemand behaupten wollen, daß wir einen großen Theil der Weissagung, nämlich die aus den Eingeweiden, aufhöben, wenn wir des Thiertödtens uns enthalten wollten. Aber müßte man denn dann nicht auch Menschen schlachten? Denn in den menschlichen Eingeweiden, so behauptet man ja, wird die Zukunft noch viel offenbarer! Und in der That, viele von den Barbaren üben diese Weissagungen aus Menschenopfern. Aber wie es Frevel und Trug ist, eines Orakels halber seines Gleichen umzubringen, so ist es auch ungerecht, ein vernunftloses Thier um einer Weissagung willen zu tödten. Ob übrigens die Götter und Dämonen jene Zeichen geben, oder ob die vom Lebenden getrennte Seele durch jene Zeichen in den Eingeweiden die Antwort auf die gestellte Frage giebt, das zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe.

52. Wem übrigens seine Tage nur so äußerlich abrollen, der mag — wir können es nicht hindern — einmal in der Sünde gegen sich selbst befangen, — treiben, wohin er getrieben wird, wer aber nach unseren Begriffen weise sein will, frei von den Außendingen, der — so sind wir überzeugt — hat mit Dämonen nichts zu

schaffen, der bedarf keiner Orakel noch der Eingeweide der Thiere, denn das gerade, weshalb man Orakel sucht, das hat er verschmähen gelernt. Nicht auf Hochzeit steht sein Sinn, daß er deshalb den Weissager belästigen müßte, eben so wenig auf Handelsgewinn, auf Sklaven, auf Glücksereignisse und andere menschliche Eitelkeiten. Wonach er trachtet, das offenbart kein Weissager und steht in keinen Eingeweiden zu lesen: es ist die Weisheit. Er selbst unmittelbar — wie wir es ausdrücken — nahet Gott der in seinem eigenen wahren Innern ruht, vernimmt die Lehren vom ewigen Leben, geht ganz in Sehnsucht danach auf und betet statt eines Wahrsagers,

„des großen Gottes Vertrauter“

zu werden.

53. Drohete wirklich aber ein Schlag des Geschickes, nun, wer also lebt, ein Genosse des höchsten Gottes, vor dem gehen auch gute Geister her und durch Träume, Zeichen und Ahnungen sagen sie ihm was bevorsteht und was vermieden werden muß. Denn das Böse allein muß man fliehen, aber erkennen, was in der Welt das Werthvollste, Beste, Liebste und Vollkommenste ist. Verderbenschwer ist die Sünde und die Unwissenheit über die göttlichen Dinge, mit der man, was man nicht kennt, verachtet und vernachlässigt. Wer das auf menschliche Stimme nicht vernehmen kann, dem ruft es die Natur zu, und verständig, wie sie ist, weihet sie alle, die sie lieben, durch Einsicht in ihre Geheimnisse ein. Will aber jemand dennoch, um die Zukunft zu erfahren, ein Opfer bringen, nun, so folgt daraus noch nicht, daß er davon essen und Fleisch zu sich nehmen müßte, gleichwie das Opfern auch für Götter und Dämonen keine Nöthigung involvirt, davon auch zu genießen. Die Geschichte aber berichtet nicht nur, was Theophrast erzählt, sondern auch noch sonst viel davon, wie man einst Menschen geopfert hat, aber deshalb hat man die Menschen nicht auch verzehrt!

54. Daß dies aber nicht bloße Behauptungen, sondern geschichtliche Wahrheiten sind, dafür mögen folgende Zeugnisse genügen.

In Rhodus wurde am 6. Juli dem Saturn ein Mensch geopfert. Diese Sitte bestand lange, bis sie endlich gemildert wurde. Man hob dann nämlich einen zum Tode Verurtheilten bis zu dem Saturnfeste auf. An diesem Festtage führten sie ihn dann vor das Thor in die Gegend des Dianentempels, gaben ihm Wein zu trinken und tödteten ihn da. In Salamis, dem ehemaligen Koronis, wurde in dem Monat, welcher bei den Cyprern den Namen der Aphrodite trug, der Agraulos, der Tochter des Cekrops und der Agraulis, ein

Mensch geopfert, welche Sitte sich bis in die Zeit des Diomedes erhielt. Dann änderte man es dahin ab, daß er dem Diomedes geschlachtet wurde. Nämlich das Heiligthum der Athene, der Agraulos und des Diomedes war von einer und derselben Ringmauer umgeben. Der zu Opfernde, von Jünglingen geführt, mußte dreimal den Altar umschreiten, dann stieß ihm der Priester eine Lanze in den Leib, und so wurde er auf dem hergerichteten Feuerheerde verbrannt.

55. Dieses Gesetz hob der cyprische König Diphilos, der zur Zeit des Seleukus, des Theologen, regierte, auf und verwandelte es in ein Stieropfer. Der Dämon gestattete es, daß an die Stelle des Menschen ein Stier trat; also ist beides von gleichem Werth!!

In Heliopolis in Aegypten hob König Amasis die Menschenopfer auf, wie Manetho in seinem Werk über Alterthum und Frömmigkeit erzählt. Sie wurden aber der Hera geopfert und wurden vorher untersucht und ausgekennzeichnet gerade wie auszuwählende reine Opferkälber. Es wurden des Tages drei geopfert, an deren Stelle Amasis dann drei wächserne Bilder zu setzen befahl.

Auch in Chios opferte man dem Dyonisus Omadius Menschen, die man zerriß; ebenso in Tenedos, wie Euelpis, der Karystier, erzählt. Endlich meldet Apollodor, daß auch die Lakedämonier dem Ares Menschen opferten.

56. Auch die Phönizier pflegten in großen Kalamitäten, im Kriege, bei Dürre oder in Zeiten der Pest, einen ihrer Liebsten dem Saturn zu opfern, und die Geschichte Phöniziens, wie sie Sanchuniaton in phönizischer Sprache schrieb und Philo von Byblus in acht Büchern griechisch übersetzte, ist voll von solchen Opferungen. Istros aber in seiner Sammlung kretensischer Opfer sagt, daß die Kureten von Alters her gewohnt gewesen seien, dem Saturn Knaben zu opfern. Pallas, der das Beste über die Mythras-Mysterien geschrieben hat, sagt, daß die öffentlichen Menschenopfer erst unter Kaiser Hadrian abgeschafft wurden. Denn auch in Leodicea in Syrien wurde der Athene jährlich eine Jungfrau, jetzt eine Hirschkuh, geopfert, ja die Karthager in Afrika brachten solche Opfer, die Iphikrates dann aufhob, und die Dumatier in Arabien schlachteten jährlich ein Mädchen zum Opfer und begruben es unter einen Hügel, den sie dann als Heiligthum ansahen. Phylarchos aber berichtet, daß die Griechen überhaupt, bevor sie gegen die Feinde auszögen, ein Menschenopfer brächten. Ich übergehe Thrazier und Scythen und wie die Athener des Erechteus und der Praxithea Tochter als Opfer geschlachtet. Aber auch jetzt noch, wer wüßte nicht, daß in der großen Stadt dem Jupiter Latialis an seinem Feste ein

Mensch geopfert wird? Aber deshalb muß man noch kein Menschenfleisch essen, wenn auch das Verhängniß einen Menschen zum Opfer fordert. Bei Belagerungen in Hungersnöthen hat man sich wohl gegenseitig aufgezehrt, aber die es thaten, galten dann auch als fluchbeladen, und was sie vollbracht, als ein Verbrechen.

57. Als nach dem ersten Kriege, den die Römer wegen Sizilien mit den Karthagern führten, die phönizischen Söldlinge abfielen und mit ihnen die Lybier, da unternahm Hamilkar mit Beinamen Balkas, einen Zug gegen sie, gerieth aber in solche Hungersnoth, daß man zuerst die im Kampfe Gefallenen, dann als diese fehlten die Gefangenen, dann die Sklaven verzehrte, endlich aber gegeneinander losging und auffraß, wen von den Soldaten das Loos traf. Hamilkar aber, als er diese Menschen in seine Gewalt bekam, ließ er sie durch Elephanten zertreten, und sagt damit, daß es gottlos wäre, sie in Gesellschaft der übrigen Menschen zu lassen, und weder er selbst gestattete, Menschen zu verzehren, obwohl es einige gewagt hatten, noch auch sein Sohn Hannibal, als ihm bei seinem Zuge nach Italien jemand den Rath gab, er möge das Heer an den Genuß von Menschenfleisch gewöhnen, damit es nie an Unterhalt gebrechen könne! Nicht also weil Hungersnoth und Krieg Ursache waren, die Thiere zur Speise zu machen, nicht daraus folgt, daß man sie nun auch zur Lust verzehre, sowenig als wir das Essen von Menschenfleisch gestatten. Ebensowenig darf man Thiere deshalb essen, weil sie gewissen Mächten geopfert wurden, denn auch die Menschenopferer aßen drum noch kein Menschenfleisch Und hiermit ist wohl hinreichend bewiesen, daß also aus dem Thieropfer nicht folgt, daß man überhaupt Thiere essen dürfe.

58. Und nicht den Göttern also, sondern den Dämonen galten die blutigen Opfer, welche die Geisterkundigen gebracht und das ward von den Theologen selbst anerkannt. Und daß auch diese, gute wie böse, uns weder an Leib noch Seele belästigen, wenn wir die Götterspende nur von dem machen, was wir wirklich zu unserer Nahrung genießen, auch das steht also fest. Fügen wir also nur noch Weniges darüber bei, daß auch die unverschrobenen Ansichten der Menge dem richtigen Gedanken über die Gottheit beipflichten, und schließen wir dann dieses Buch. Auch leiblich weise Dichter nämlich sagen:

„Wer ist so thöricht denn, wer unter Männern wohl
„So närrisch gar, zu theilen noch den alten Wahn,
„Gebratne Galle könnt' und fleischlos Knochenzeug,
„Das für die Hunde selbst, die Hungrigsten, zu schlecht,
„Den Göttern eine Lust und Ehrengabe sein?"

Ein Anderer sagt:

„Nur Weihrauch will ich weihen und nur Gerstenbrod:
„Den Freunden nicht, mein Opfer gilt den Göttern nur".

59. Auch Apollo will, daß man gemäß den vaterländischen Gesetzen opfere, d. h. gemäß den Sitten der Väter alles einrichten soll. Das altväterliche Opfer aber, so haben wir gesehen, bestand in Backwerk und Früchten. Daher hießen die Opfer auch Opfergaben, Opferdüfte, Opfermehl, Opferkränze und dergleichen. Und was wir jetzt Schlachtopfer nennen, dafür hatten sie einst einen andern Ausdruck:

„Opferten dann für Apollo vollkommene Sühn'-Hekatomben
„Muthiger Stiere und Ziegen" . . .[69])

60. Diejenigen aber, die in den Opferkultus den Aufwand einführten, übersahen, daß sie damit zugleich einen ganzen Schwarm von Uebeln mitbrachten: Aberglauben, Schwelgerei, Glaube an Bestechlichkeit der Götter, und daß man Sünde durch Opfer gut machen könne. Oder weshalb sonst brachte man das dreifaltige Opfer mit goldenen Hörnern, warum die Opfer von hundert Rindern? Weshalb anders opferte Olympias, die Mutter Alexanders, Alles nach Tausenden als weil einmal eingeführter Aufwand den Aberglauben immer mehr steigert?! Denn wenn ein Jüngling nun erst meint, daß die Götter Wohlgefallen an reichen Gaben, an Rinder- und andern Thieropfern haben, wird er je von selbst weise werden? Wenn er meint, daß diese seine Opfer den Göttern gefallen, wird er nicht auch der Meinung werden, daß ihm erlaubt sei zu sündigen, da er sich vornimmt, die Sünde durch neue Opfer los zu kaufen? Wer dagegen überzeugt ist, daß die Götter solcher Opfer nicht bedürfen, sondern auf den sittlichen Werth derer sehen, die ihnen nahen, und wer als ein höchstes Opfer dies ansieht, daß er eine richtige Einsicht in der Gottheit Wesen und in ihr Thun mitbringe, wie sollte der nicht weise, rein und gerecht werden?

61. Den Göttern ist das liebste Opfer ein reiner Sinn und eine leidenschaftslose Seele. Ihnen entspricht es vor Allem mit Maß zu opfern; nicht nebenbei, sondern mit vollem Eifer. Aber die Ehrenbezeugungen müssen sein wie die Ehrenplätze bei guten Menschen mit Aufstehen und Niederlassen, nicht mit festgesetzten Lieferungen. Dann wird der Mensch nicht sagen:

„Denkst du Philin, daran, daß ich Dir wohlgethan
„Und liebest mich, so habe ich längst schon meinen Lohn,
„Denn eben deshalb ja that ich Dir einmal wohl".

Doch Gott begnügt sich damit noch nicht. Sondern wie Plato sagt: „den Edlen ziemt es, den Göttern immer zu opfern mit Gebeten Anrufungen und Darbringungen und mit dem ganzen Cultus; für den Bösen aber ist all sein Gottesdienst umsonst.“ Denn der Gute weiß was er darzubringen und wessen er sich zu enthalten hat; der Schlechte aber, indem er von seinem eigenen Wesen und von dem was er erstrebt den Göttern Opfer bringt, ist eher gottlos als fromm. Daher ist Plato auch der Meinung, daß der Philosoph mit schlecht Gesitteten keinen Umgang haben soll, denn das sei weder den Göttern angenehm noch den Menschen nützlich; sondern er solle zwar versuchen die Menschen zu bessern, wenn es aber nicht geht, so soll er nicht sich selbst jenen ähnlich werden lassen; er soll aber stracks seinen eigenen rechten Weg gehen, soll sich nicht fürchten vor der Menge, noch vor sonst welchem Spotte.[70]) Es wäre ja auch schrecklich, wenn die Syrer nicht von Fischen, die Hebräer nicht vom Schwein, die meisten Phönizier und Egypter nicht von der Kuh essen mögen, obwohl viele Könige sie zu bekehren suchten und wenn sie lieber den Tod erdulden als von dem Gesetz lassen: wir aber wollten uns aus Menschenfurcht oder Scheu vor Spott bestimmen lassen die Gesetze der Natur und den Willen der Gottheit zu übertreten. Der ganze Chor der Götter und der göttlichen Menschen würde gewaltig entrüstet sein, wenn er sähe, daß wir nach den Meinungen böser Menschen schnappten und nach dem Schrecken schielten, den sie etwa erregen möchten, wir — die wir sonst allem Unnützen abzusterben uns zur täglichen Lebensaufgabe gemacht haben.

Drittes Buch.

1. Daß das Thier-Essen weder die Weisheit noch die Einfachheit noch die Frömmigkeit — in denen doch das geistige Leben kulminirt, befördern kann, sondern sie vielmehr verhindert, das, lieber Freund Kastrizius, habe ich in den beiden ersten Büchern nachgewiesen; da aber die sittliche Schönheit sich besonders den Göttern gegenüber in der Frömmigkeit offenbart, diese aber vorzüglich aus der Enthaltung vom Essen der Thiere entspringt, so ist durchaus nicht zu fürchten, daß man die Gerechtigkeit gegen die Menschen verletzen werde, sobald man die Heiligkeit vor den Göttern wahrt. Sokrates sagte zu denen, welche die abweichende Meinung vertraten, daß die Wohllust des Lebens Zweck sei: „er werde das doch nicht glauben, wenn es auch alle Säue und Böcke behaupteten, daß unser wahres Glück in der Wohllust liege, so lange in Allen Vernunft herrsche," wir aber werden, und wenn auch alle Wölfe und Geier das Fleischfressen preisen, doch ihnen niemals Recht geben, denn der Mensch ist von Natur schuldlos und enthält sich solcher Genüsse, welche nur durch Schuld gegen Andere erlangt werden können. Gehen wir also zur Frage nach der Gerechtigkeit über, und da unsere Gegner behaupten, sie sei nur unter Gleichen oder Aehnlichen möglich, und da sie also die „Vernunftlosen" unter den lebenden Geschöpfen von der Gerechtigkeit ausnehmen, wohlan, so wollen wir die ganz wahre pythagorische Ansicht vertreten, wonach alles Lebendige, was empfindet und Erinnerung hat, auch ein vernünftiges Wesen ist. Ist das bewiesen, so steht ja dann fest, daß die Gerechtigkeit sich auch auf diese erstrecken muß. Zunächst aber wollen wir in der Kürze bemerken, was die Alten hierüber sagen.

2. Nach der Stoa ist der Gedanke zwiefach: unausgesprochen und ausgesprochen, und ferner ist er richtig oder falsch: es kommt nun darauf an zu untersuchen, welchen von beiden sie den Thieren beilegen: ob sie ihnen vielleicht nur richtiges Denken absprechen aber nicht alle Vernunft schlechthin, oder ob sie ihnen die unausgesprochene

Vernunft ebenso wenig wie die ausgesprochene beilegen. Es scheint aber allerdings, daß sie den Thieren alle Vernünftigkeit absprechen, nicht bloß die richtige: so nemlich erscheinen sie zuletzt doch vernunftbegabt, da nach ihnen auch die allermeisten Menschen unvernünftig sind, denn Weise gebe es unter ihnen kaum einen oder zwei und in ihnen allein offenbare sich richtige Vernunft, mit den andern Allen sei nichts; denn wenn auch Einige etwas zum Bessern neigten, die Andern hätten desto mehr Ueberfluß des Gegentheils, wenn sie auch Alle „vernünftig" hießen. Aus Eigenliebe also sagten die Stoiker daß alle anderen Thiere unvernünftig seien, und wollten damit sagen, daß sie überhaupt gar keine Vernunft hätten. In Wahrheit aber erscheint danach nicht nur in allen Geschöpfen Vernunft, sondern in vielen von ihnen erhebt sie sich zu einer gewissen vollendeten Vernünftigkeit.

3. Da die Vernunft theils eine unausgesprochene, theils eine ausgesprochene ist, so wollten wir letztere, also das Wort, die Sprache, zuerst in Betracht ziehen. Wenn nun die ausgesprochene Vernunft in der Fähigkeit besteht durch die Stimme der Sprache die inneren, die seelischen Empfindungen auszudrücken — und das ist ja nicht bloß die übliche, sondern wirklich unverfälschte den Gedanken an sich ausdrückende Worterklärung, — nun, so frage ich, was fehlt davon irgend einem der Thiere? Kommt nicht auch bei ihnen erst der Eindruck, dann das Bewußtsein davon, und dann der Ausdruck davon in ihrer Sprache? Ich meine jenes Bewußtsein, das sich stillschweigend in der Seele vollzieht. Was aber durch die Sprache verlautet, klinge es nun barbarisch oder hellenisch, seien es die Laute der Hunde oder der Rinder — es ist Sprache, und die sprachebegabten Thiere verstehen sie, die Menschen indem sie nach den Gesetzen der Menschennatur reden, die Thiere, indem sie nach den Weisen sich verlautbaren, die sie von den Göttern und der Natur, ein jedes nach seiner Art, empfangen haben. Wenn wir sie nicht verstehen, was thut das zur Sache? Griechen verstehen Indier auch nicht, und wer in Attika erwuchs, versteht auch den Scythen, Thrazier oder Syrer nicht: es gleicht den Klängen der Kraniche, wenn sie unter einander ihr eigenes Echo zu bilden scheinen. Und doch ist ihre Sprache artikulirt und schriftmäßig wie die unsere auch! Aber das Syrisch oder Persisch klingt uns gerade so unartikulirt und unschriftmäßig, wie die Sprache der Thiere. Denn gerade so wie wir nur Hall und Schall vernehmen, wenn wir Scythen reden hören, die wir nicht verstehen und glauben könnten, sie gäben nur Laute von sich ohne Artikulation, ja als bedienten sie sich nur eines einzigen Tons, den sie nur bald länger

bald kürzer hören ließen, ohne daß diese Verschiedenheit uns bezüglich ihrer Bedeutung klar wird, während ihnen selbst die Bedeutung der Tonunterschiede ebenso geläufig ist als in unserer Sprache, ebenso ist es mit den übrigen beseelten Wesen. Ihnen ist, jedem in seiner Art, ihre Sprache verständlich; wir hören nur Schall ohne Bedeutung, denn noch Niemand, der unsere Sprache redet, hat uns lehren können, durch unsere Worte das Verständniß der Thiersprache wiederzugeben. Wenn man freilich den Alten, ja selbst Zeitgenossen glauben darf, so giebt es Leute, welche die Sprache der Thiere vernommen und verstanden haben sollen, unter den Alten, z. B. Melampus, Tiresias und Andere und ohnlängst Apollonius von Tyana, von dem man erzählt, er habe einst in Gesellschaft von Freunden dagestanden, da sei eine Schwalbe gekommen und habe gesungen, er aber habe gesagt: die Schwalbe verkünde ihren Genossen, vor der Stadt sei ein Esel mit einer Last Getreide gestürzt und letzteres sei auf den Boden verstreuet. Einer unserer Bekannten aber erzählte uns, er habe einen jungen Sklaven gehabt, welcher alle Laute der Vögel verstanden habe und zwar seien diese alle weissagender Natur und verkündeten was alsbald geschehen wolle; er sei aber dieser Fähigkeit von seiner eigenen Mutter dadurch beraubt worden, daß sie ihm in das Ohr urinirt habe, denn sie habe gefürchtet, daß man ihn sonst dem Könige zum Geschenk machen werde.

4. Doch lassen wir das jetzt, da wir dergleichen nun einmal nicht glauben können! Daß aber einige Völker noch jetzt einen natürlichen Zug zum Verstehen mancher Thiere haben, das, meine ich, ist bekannt. Die Araber lauschen den Raben, die Tyrrhener den Adlern! Vielleicht aber verständen wir und alle Menschen die Sprache aller Thiere, wenn auch uns eine Schlange die Ohren leckte.[72]) Die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Töne beweist wenigstens ihre verschiedene Bedeutung: anders klingt es, wenn sie in Furcht sind, anders wenn sie zum Kampf auffordern; ja diese Mannigfaltigkeit ist so groß, daß ihre genaue Angabe selbst denen schwer fallen wird, die ihr ganzes Leben darauf verwenden würden. Denn auch die Augurn, die der Raben und Krähen Sprache bis zu einem gewissen Grade verstehen, verzichten auf das Weitere als für Menschen zu schwer. Wenn diese aber nun doch unter sich so klar und deutlich reden, obwohl wir sie nicht verstehen, wenn sie uns und unsere Sprache nachzuahmen scheinen und ihre Vorsteher verstehen, wer wäre so thöricht, zu behaupten, daß sie nicht vernunftbegabt seien, weil wir, was sie sagen, nicht verstehen? Raben, Häher, Spottvögel und Papageien ahmen den Menschen

nach, erinnern sich dessen, was sie gehört, und wenn sie unterrichtet werden, horchen sie auf ihren Lehrer, ja viele lernten schon eine Art Wächter im Hause sein. Die indische Hyäne aber, welche von den Eingeborenen Krokotte genannt wird, spricht auch ohne es besonders gelernt zu haben so menschlicher Weise, daß sie oft an die Häuser herankommt und wenn sie wen sieht, den sie leicht überwältigen kann, zuruft und durch Stimmnachahmung zu locken versteht so daß die Inder, trotzdem sie es wissen, dennoch sich täuschen und hinaus- und der Stimme nachgehend sich überwältigen lassen. Wenn nun auch nicht alle Thiere so nachahmend sind und nicht alle unsere Sprache verstehen lernen, was thut das zur Sache? Ist doch auch der Mensch nicht immer gelehrig und zur Nachahmung befähigt, nicht der Thiersprache, ja nicht einmal der fünf menschlichen Dialekte.[73]) Uebrigens mögen manche Thiere nicht sprechen können, weil sie es nicht gelehrt bekamen oder weil sie durch ihre Sprachorgane gehindert werden. Ich selbst habe einst in Karthago ein zahmes Rebhuhn, das mir zugeflogen war, aufgezogen, das mit der Zeit immer zahmer, immer schmeichelnder, liebkosender wurde, auf meinen Zuruf erwiederte und so gut es eben vermochte antwortete, und zwar anders als Rebhühner sonst sich zuzurufen gewohnt sind; nicht wenn ich schwieg, sondern nur wenn ich sprach und rief, erhob auch es seine Stimme.

5. Man berichtet, daß auch stumme Thiere ihren Herrn so prompt gehorchen, wie der Mensch nicht seines Gleichen. Die Muräne des Römers Krassus kam zu ihm, wenn er sie mit Namen rief[74]) und er liebte sie so, daß er, der den Tod seiner drei Söhne mit Ruhe hingenommen hatte, sehr schmerzlich bewegt war, als sie starb. So hören wir auch, wie von Vielen versichert wird, die Aale in der Arethusa und die Saperden im Mäander hörten auf die Stimme der Rufenden. Setzt das denn bei ihnen nicht dieselbe Vorstellungskraft wie beim sprechenden Thiere voraus, gleichviel also, ob die Vorstellung durch die Zunge kund wird oder nicht? Ist es also nicht thöricht zu meinen, daß nur die menschliche Stimme Vernunft rede, die der Thiere aber nicht? Das wäre ja gerade, wie wenn die Raben nur ihre Rede als vernünftig wollten gelten lassen, uns aber für unvernünftig halten, weil wir für sie nicht verständlich reden; oder es wäre, wie wenn die Attiker nur den attischen Dialekt für wirkliche Sprache, alle Anderen aber, die des Attischen nicht mächtig sind, für vernunftlos halten wollten. Und doch wird ein Attiker eines Raben Sprache schneller verstehen lernen als einen Syrer oder Perser, der nur syrisch redet. Aus Sprachverständniß oder dem Gegentheil, aus Sprach-

fähigkeit oder Stummheit auf Vernunftbegabtheit der Wesen oder auf das Gegentheil zu schließen, ist ganz unzuläßig, sonst würde selbst der Gott über uns Allen und Alle die nicht sprechen können, für vernunftlose Wesen gelten müssen. Aber die schweigenden Götter offenbaren sich doch; die Vögel verstehen sie schneller als die Menschen und was sie verstanden, verkünden sie in ihrer Art uns Menschen. So sind die Vögel immer andrer Götter Herolde: der Adler des Zeus, der Habicht und Rabe des Apollo, der Storch der Here, Geier [75]) und Eule der Athene, der Kranich der Ceres u. s. w. Ja auch wir selbst, wenn wir nur darauf achten wollen, und mit den Thieren zu leben verstehen, lernen auch ihre Sprache. Aus des Hundes Anschlag weiß der Jäger bald, daß er den Hasen spürt, bald daß er ihn verfolgt, bald daß er ihn gefaßt und wenn er vergeblich jagt, — daß es eben vergeblich ist. Ebenso weiß der Rinderhirt, wenn das Rind hungert, dürstet, matt ist oder rindert, oder sein Kalb sucht; des Löwen Gebrüll verräth seine Drohung, des Wolfes Geheul sein Leiden, und am Blöken seiner Schafe weiß der Hirt sehr wohl zu erkennen, was ihnen fehlt!

6. Umgekehrt verstehen auch die Thiere des Menschen Stimme sehr wohl – ob sie zürnt oder schmeichelt, ob sie lockt oder scheucht, ob sie bittet oder giebt, sie ist ihnen nie bedeutungslos und immer folgen sie ihr, was Alles nicht möglich wäre, wenn nicht dem Gedanken des Menschen ein gleiches Verständniß der Thiere entspräche. Hirsch und Stier und andere Thiere kann man durch Töne locken und zähmen. Selbst diejenigen, die den Thieren Vernunft absprechen, müssen zugeben, daß Hunde förmlich überlegen und das Wahrscheinlichste wählen, wenn sie, ein Wild spürend, an Scheidewege kommen. Sie geben zu, daß sie zu sich sagen: „entweder hier oder da oder dort ist das Wild entflohen: hier aber und da ist es nicht entflohen, also muß es dort geflüchtet sein" — und wenn sie diesen Schluß gemacht haben, setzen sie sich auf dem dritten Wege in Bewegung. Man könnte freilich entgegnen: sie thäten das von Natur, denn niemand habe sie das gelehrt! Auch wir, die wir die Vernunft nicht blos von Natur erhalten, gäben manchen Dingen ihre Namen, weil das so doch durch die Natur bedingt wäre! [76]) Wenn man aber dem Aristoteles glauben darf, so sah man Thiere ihre Jungen auch unterrichten, und zwar nicht nur, wie man dies oder das thut, sondern auch wie man Laute hervorbringt, wie z. B. die Nachtigall ihre Kleinen singen lehrt. „Vieles, sagt er dann weiter, lernen die Thiere von sich unter einander, vieles auch von den Menschen", und daß dem so ist, wird ihm jeder bezeugen,

jeder Pferdebändiger, jeder Roßkamm, jeder Reiter, jeder Kutscher, jeder Jäger, Hirt, Elephantenführer und alle Abrichter von Vögeln und wilden Thieren. Wer also die Wahrheit überhaupt erkennen will, wird hiernach zugeben, daß die Thiere vernunftbegabt sind. Wer freilich die Wahrheit nicht sehen, die Natur der Thiere nicht erkennen will, nun der wird eben seiner Selbstsucht — ihnen gegenüber — den Zügel schießen lassen: wie sollte er nicht auch beschimpfen und verleumden, was er wie den Stein zu zermalmen im Begriff ist?! Aristoteles aber und Plato, Empedokles, Pythagoras, Demokritos und Alle, die die Wahrheit über sie zu erforschen bemüht waren, sie erkannten auch, daß die Thiere vernunftbegabt sind.

7. Es bleibt noch zu erhärten, daß diese Vernunft der Thiere nicht blos in ihrer Sprache erscheint, sondern ihnen wirklich innewohnend ist.[77]) Es scheint das den Unterschied zu machen, wie auch Aristoteles irgendwo sagt, daß die Verschiedenheit nicht im Wesen, sondern im Grade der Befähigung liegt, gerade so wie Einige den Unterschied zwischen Göttern und Menschen nicht im Wesen beider, sondern in der mehr oder minder großen Schärfe der Vernunft sehen. Daß nun die Thiere bezüglich der Sinne und der ganzen leiblichen und sinnlichen Organisation uns Menschen ähnlich sind, wird wohl niemand bestreiten. Sie gleichen uns in der That sowohl hinsichtlich der natürlichen Empfindungen und Bewegungen als auch in den widernatürlichen Krankheitszuständen. Wegen Verschiedenheit der Körpergestaltung aber wird kein Vernünftiger schließen, daß sie nicht vernunftbegabt seien, da er ja auch bei den Menschen eine große Verschiedenheit nach Geschlecht und Völkern vorfindet und doch zugiebt, daß sie alle vernunftbegabt sind. Kurz, der Esel hat auch seinen Katarrh und wenn er ihm die Lunge affizirt, stirbt er gerade wie der Mensch auch; hat ein Pferd innere Geschwüre, so siecht es hin wie der Mensch und ebenso bekommt es Starrkrampf, Podagra, Fieber und Tollwuth oder Augenkrampf. Ein trächtiges Pferd abortirt beim Gestank einer verlöschenden Lampe wie der Mensch auch. Das Rind bekommt Fieber und rast, das Kameel ebenfalls; die Krähe bekommt Krätze und Aussatz wie der Hund, der aber auch an Podagra und Tollwuth krank wird. Das Schwein bekommt Bräune, der Hund erst recht, daher man sie beim Menschen Kynanche (Hundsbräune) nennt. Das Alles ist bekannt wegen unseres Zusammenlebens mit diesen Thieren; von anderen aber wissen wir es nicht, weil sie uns fremd bleiben. Verschnittene Thiere

werden schwach, Kapaunen bekommen wie der Mensch weibische Stimme. Horn und Stimme des männlichen Rindes kann man dann von denen des weiblichen nicht mehr unterscheiden. Hirsche wechseln ihr Gehörn nicht mehr, sondern behalten es, wie Eunuchen die Haare; hatten sie aber noch kein Geweih, so bekommen sie auch keines, gleich den Menschen die Eunuchen wurden, ehe sie bärtig geworden. So verhalten sich fast alle Thiere körperlich bezüglich der Krankheiten gerade so wie wir.

8. Und nun betrachte ihre Seelenaffekte, ob sie nicht ganz wie die unsrigen sind! Vor Allem die Empfindung! Ist nicht unser Schmecken der Speisen, unser Sehen der Dinge, unser Riechen der Düfte, unser Hören der Töne, unser Gefühl für Wärme und Kälte und so weiter ganz so wie bei den Thieren? Kommt das den Thieren nicht zu, weil sie keine Menschen sind, oder haben sie deshalb nicht Theil an der Vernunft? Dann müßten auch die Götter keine Vernunft haben, weil sie keine Menschen sind, oder vielmehr wir nicht, da die Götter ja doch vernunftbegabte Wesen sind! Im Gegentheil aber, die Thiere übertreffen an Sinnenschärfe uns bei Weitem! Welcher Mensch — und wäre es jener mythische Lynkeus — sieht denn so scharf wie der Drache? Daher ja die Dichter vom „Drachenblicke" reden, obwohl schon der Adler es ist,

„dem auch nicht in der Höhe der flüchtige Hase versteckt ist".

Wer hört schärfer als die Kraniche, welche in weitere Entfernungen Töne vernehmen, als die Menschen sehen können! Und im Geruchsinn übertreffen uns fast alle Thiere so sehr, daß ihnen auffällt, was uns gänzlich entgeht, und sie jegliche Thierart schon an ihrer Spur durch den Geruchsinn erkennen, daher die Menschen Hunde zu Führern nehmen, um einen Eber oder Hirsch zu finden. Ebenso wird die Luftveränderung von uns Menschen spät, von den Thieren viel früher empfunden, so daß wir uns ihrer als Wetterpropheten bedienen. Ihre Unterscheidungen im Geschmack sind so fein, daß sie schädliche, gesunde und tödtliche Dinge so sicher unterscheiden, wie unter den Menschen selbst die Aerzte nimmermehr. „Je feiner aber das Gefühl, desto schärfer der Verstand", sagt schon Aristoteles. Die Verschiedenheit der Organismen kann wohl graduelle Unterschiede im Empfinden und Denken bedingen, aber sie können nicht das Wesen des Seelenlebens verändern, wie sie ja auch die Empfindung nicht verwischen oder ganz vertilgen können. Zuzugestehen ist also ein Unterschied nur im Mehr oder Minder, aber nicht im Wesen der Sache; nicht so, als ob wir sie schlechtweg hätten,

jene aber nicht! Sondern wie in einem und demselben Geschlecht ein Körper gesünder ist als der andere und bezüglich der Krankheit empfänglicher oder unempfänglicher: so ist es auch mit den Seelen; die einen sind gesund, die anderen krank, und zwar in verschiedenem Grade. Und auch die guten sind es nicht in völliger Gleichheit: auch Sokrates, Aristoteles und Plato sind nicht gleich gut, und selbst wo sie Gleiches meinen, sind sie nicht gleich. Wenn wir also auch mehr wissen als die Thiere, so ist diesen deshalb das Wissen noch nicht abzusprechen, so wenig als den Rebhühnern die Flugkraft, weil der Habicht schneller fliegt als sie, oder den niederen Habichtarten, weil etwa der Taubenfalke schneller fliegt als sie alle. Man sollte also zugeben, daß zwischen Körper und Seele eine große Sympathie besteht und zwar der Art, daß die Seele, je nachdem der Körper sich wohl oder übel befindet, mitaffizirt wird, aber doch niemals ihre Natur ganz verändert. Wenn aber die Seele dem Körper sympathisch ist und ihn als ihr Organ braucht, so wird sie durch ihn, wenn er anders als der unsere organisirt ist, vieles thun, was uns zu vollbringen unmöglich ist, sie wird mit ihm, wie immer er beschaffen sein mag, sympathisiren, aber sie wird niemals ihre wesentliche Natur verändern.

9. So bleibt noch zu zeigen, daß die Thiere auch Geist oder Vernunft haben und der Ueberlegungskraft nicht entbehren. Vor Allem nun kennt ein jedes seine Kraft ganz genau und hütet sich daher vor Manchem, Anderes aber benutzt es als Waffe: der Panther sein Gebiß, der Löwe seine Prangen und Zähne, das Pferd seine Hufe, das Rind sein Horn, der Hahn seine Sporen, der Skorpion seinen Stachel, die ägyptischen Schlangen ihren Speichel (daher sie auch Ptyaden oder Züngler heißen), mit dem sie das Gesicht der Nahenden erblinden machen, und so brauchen sie alle immer Anderes zu ihrer Selbstvertheidigung. Die starken Thiere leben fern vom Menschen, die schwächeren halten sich fern von den starken und leben lieber in der Nähe des Menschen, einige in weiterer, wie die Sperlinge und Schwalben auf den Dächern, andere in unmittelbarer Gesellschaft mit den Menschen, wie die Hunde. Das Thier wechselt auch zeitweise seinen Ort und weiß Alles, was ihm frommt. Selbst bei den Fischen kann man und bei den Vögeln diese Ueberlegung genau beobachten. Das Alles findet man ausführlich in den Werken der Alten über die Klugheit der Thiere, und Aristoteles[78]), der das unter allen am ausführlichsten behandelt, sagt, daß alle Thiere sich ihre Wohnungen zu ihrem Leben und ihrer Sicherheit auf das Geschickteste selbst bauen.

10. Wer nun sagt, daß sie das von Natur thun, der übersieht, daß er damit sagt, entweder, daß sie von Natur vernünftig sind oder daß die Vernunft in uns nicht natürlich, also nicht von Kind auf bildbar ist, gleichwie Gott zur Vernunft nicht erst erzogen ist, denn er war niemals ohne Vernunft; Sein und Vernünftigsein war für ihn gleichzeitig und nichts konnte ihn hindern, vernünftig zu sein, weil er die Vernunft eben nicht erst durch Erziehung erhielt. Bei den anderen Geschöpfen aber findet sich ebenso, wie beim Menschen, vieles, was die Natur sie unmittelbar lehrt, anderes aber, was sie durch Unterricht lernen. Sie lernen nämlich manches von sich unter einander, manches, wie schon bemerkt, vom Menschen, und sind mit Erinnerungskraft begabt, welche zur Erlernung des Denkens und Ueberlegens die Hauptbedingung ist. Auch böse Eigenschaften haben sie reichlich, obwohl nicht in solcher Fülle wie der Mensch. Nämlich ihre Fehler sind alle leichterer Art als die des Menschen, denn ein Mensch, der ein Haus bauet, legt den Grundstein nicht, außer mit größter Bedächtigkeit, der Schiffbauer legt seinen Kiel nur, wenn er ganz bei Sinnen ist, der Winzer pflanzt seine Reben nur, wenn er seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten kann, aber — Kinder erzeugen sie fast alle im Rausche. Nicht so die Thiere. Sie begatten sich der Nachkommenschaft halber, und wenn das Weibchen trächtig ist, begatten sie sich nicht mehr, das Weibchen würde es nicht dulden: welcher Frevel aber in dieser Beziehung und welche Zügellosigkeit bei den Menschen gefunden wird, ist bekannt. Bei den Thieren achtet das Männchen die Schwangerschaft des Weibchens; die meisten gebären zu gleichen Zeiten, wie die Hennen; manche brüten mit, wie die Männchen der Tauben, auch sorgen sie zuvor für einen passenden Ort, wo sie gebären wollen. Jedes Thier aber, das geboren hat, reinigt sich und sein Junges. Wer das genau beobachten will, wird finden, daß das Alles in guter Ordnung vor sich geht, daß sie dabei dem Ernährer schmeicheln, den Herrn anerkennen und jede Gefahr ihren Jungen anzeigen.

11. Wer weiß ferner nicht, daß Thiere, welche gesellschaftlich leben, auf gegenseitiges Recht halten? So die Ameisen, die Bienen und ähnliche. Wer kennt nicht die Zucht der großen Holztauben, die den fremden Tauber, der ihnen etwa Gewalt angethan, wenn sie ihn fassen, umbringen? Wer hat nicht gehört von der Pietät der Störche gegen ihre Eltern? Jedes hat seine eigenthümliche Tugend, zu der die Natur es organisirt hat, ohne daß die Natur oder die Gewohnheit das denkende Element in ihnen aufhübe. Man würde das

behaupten können, wenn nicht Werke der Tugend und der Vernunft-Energie ihnen eigenthümlich wären. Wenn wir nicht verstehen, wie das zugeht, so liegt das daran, daß wir eben nicht in ihre Gedanken eingehen können, aber wir dürfen sie deshalb noch nicht der Vernunftlosigkeit beschuldigen. Auch der Gottheit Vernunft kann man nicht durchdringen, aber aus den Werken des Helios schließen wir, daß wir denen beistimmen müssen, die ihm Geist und Vernunft beilegen.

12. Mit Recht aber darf man sich über diejenigen wundern, die das Recht aus der Vernunft herleiten und indem sie die Thiere, welche nicht mit den Menschen zusammenleben, wild und böse nennen, die Gerechtigkeit doch auch auf diejenigen nicht ausdehnen, die mit ihnen zusammenleben. Denn wie für den Menschen das Leben aufhört, wenn die Gemeinschaft aufgegeben wird, so auch für jene. Vögel nämlich und Hunde und viele andere Vierfüßler als Ziegen, Pferde, Schafe, Esel, Maulthiere, gehen unter, wenn sie das Zusammenleben mit den Menschen entbehren. Die Natur, die sie schuf, hat sie und die Menschen zu gegenseitigem Bedürfen bestimmt. Wenn Manche von ihnen gegen Menschen wild werden, so darf uns das nicht wundern. Aristoteles bemerkt sehr richtig: wenn sie alle Nahrung genug hätten, würden sie weder unter sich noch gegen den Menschen wild sein, denn nur um der Nahrung willen, wenn auch noch so gering aber unentbehrlich und wegen des Ortes entstehen alle ihre Freund- und Feindschaften. Wenn aber Menschen in solche Noth geriethen wie die Thiere, wie viel wilder würden sie sich zeigen als die Thiere, die man wild nennt!? Krieg und Hungersnoth zeigen es ja, in denen sie sich nicht scheuen sich gegenseitig aufzuzehren: ihre Lebensgenossen aber, die zahmen Thiere, zehren sie auch auf ohne Krieg und Hungersnoth!!

13. Es könnte nun jemand sagen, ja, die Thiere hätten allerdings von Natur Vernunft, aber durchaus nicht im Verhältniß zu uns! Ei nun, erst sollten sie vernunftlos sein, und deshalb sagte man, hätten wir keine Pflichten gegen sie; nun sollen wir wieder des Nutzens, nicht der Vernunft halber, doch ein Verhältniß zu ihnen haben! Für uns aber handelt es sich zunächst darum, ob sie vernunftbegabt sind, aber nicht ob und welchen Vertrag sie mit uns haben. Auch die Menschen stehen nicht Alle zu uns im Vertragsverhältniß, aber niemand wird, welche in solchem Verhältniß nicht stehen, vernunftlos nennen. Uebrigens stehen sehr viele Thiere im Dienste der Menschen, und wie jemand sehr richtig bemerkt hat: „der Mensch nahm sie aus Thorheit und Ungerechtigkeit in Dienst, sie aber

kraft ihrer Weisheit und Gerechtigkeit machten ihre Herrn zu ihren Dienern und Versorgern". Bekanntlich haben sie auch schlechte Eigenschaften aber gerade aus ihnen leuchtet ihr Geist am deutlichsten hervor, denn sie neiden und streiten sich wegen der Weibchen, und diese wegen der Männchen. Einen Fehler nur haben sie nicht: Tücke gegen Wohlthäter! Sie sind gutmüthig gegen jeden und zwar gehen sie dann so weit, daß sie folgen wohin man sie führt, sei es auch zur Schlachtbank oder in augenscheinliche Gefahr, und wer sie auch nicht um ihretwillen, sondern nur um seiner selbst willen pflegt, sie sind ihm doch dankbar! Die Menschen aber sinnen gegen niemand so Arges als gegen ihre Brodherrn, und wünschen niemanden mehr den Tod als diesem!!

14. Wie verständig die Thiere zu Werke gehen, zeigt sich darin, daß sie den Trug mit der Lockspeise wohl kennen. Freilich treibt sie oft Thorheit oder Hunger hinzu, andere aber zögern ihr zu nahen, sie möchten wohl, sie versuchen die Lockspeise zu erhaschen ohne in die Schlinge zu fallen, und oft, wenn die Ueberlegung siegt, verzichten sie; einige aber werden auch böse ja wüthend gegen die Tücke der Menschen, andere aber vom Reiz des Genusses getrieben, obwohl sie wissen, daß sie in Schlingen fallen, wollen nicht minder als des Odysseus Gefährten — genießen und untergehen! Nicht übel endlich haben Einige auch aus dem Wohnplatz der Geschöpfe schließen wollen, daß viele verständiger sind als wir. Denn wie die Aetherbewohner vernünftige Wesen sind, so meint man, müßten es auch die sein, deren Wohnplatz jenem am nächsten kommt, also die Luftbewohner; dann die Wasserbewohner, so daß wir demnächst zu unterst ständen. Aber wir schließen ja bei den Göttern nicht von ihrem Ort auf ihren Vorrang, von den Sterblichen aber können wir doch nicht dasselbe annehmen, wie von den Unsterblichen.

15. Wenn nun ferner die Thiere Künste, menschliche Künste lernen, z. B. Tanzen, Zügelführen, Fechten, Stelzen, ja sogar Schreiben und Lesen, Flöten- und Zitterspielen, Schießen, Reiten: wirst Du angesichts solcher Leistungen noch zweifeln, daß in ihnen die Kraft dazu vorhanden ist? Denn wie könnten sie das leisten, wenn sie nicht Verstand besäßen, auf dem die Uebung der Künste beruht? hören sie doch unsere Stimme nicht als bloße Klänge, sondern sie verstehen sich auf Unterscheidung der Zeichen, was nur aus Vernunftbewußtheit entstehen kann.

Aber, sagt man, sie treiben diese menschlichen Künste sehr schlecht!

Nun, selbst die Menschen, treiben sie ja nicht alle gut, sonst könnte es ja im Kampfe nicht Sieger und Besiegte geben. Aber, sagt man, sie überlegen nicht, sie debattiren nicht, sie halten kein Gericht. Aber, sag mir, thun das etwa alle Menschen? Handeln nicht Viele ehe sie die Sache bedachten? Wie aber will denn jemand beweisen, daß die Thiere vorher nicht überlegen? Es ist ja unmöglich, dafür Beweis zu führen; für das Gegentheil aber spricht Vieles, was diejenigen, die hierüber geschrieben haben, anführen. Was man sonst noch dagegen deklamirt, ist fade und abgestanden: z. B. daß sie keine Städte haben. Selbst die Scythen haben keine, denn sie wohnen in Sümpfen, desgleichen die Götter selbst! Oder daß sie keine geschriebenen Gesetze haben! Aber auch die Menschen hatten keine — so lange sie glücklich waren; Apis soll der Erste gewesen sein, der den Griechen, als sie deren bedurften, Gesetze gab.

16. Die Menschen meinen ferner: wegen ihrer Gefräßigkeit könnten die Thiere keine Vernunft haben. Von den Göttern dagegen und von göttlich gesinnten Männern werden sie wie Priester geehrt! Als die Gottheit dem Aristobikus von Cumae Orakel ertheilte, nannte sie Sperlinge ihre Diener; Sokrates schwur bei ihnen, vor ihm Radamanthus desgleichen; die Aegyptier nannten sie Götter, sei es daß sie dieselben wirklich für Götter hielten, sei es daß sie die Götterbilder stierköpfig und vogelgestaltig u. s. w. bildeten, damit sie dieselben so wenig als den Menschen verzehren sollten, sei es, daß es noch andere verborgenere Ursachen hatte.[79]) So gaben die Griechen dem Bilde des Zeus die Widderhörner, die des Stieres aber dem Dionysos; den Pan componirten sie aus Mensch und Ziegenbock, den Musen aber und den Sirenen gaben sie Flügel, ebenso der Nike, der Iris, dem Eros und Hermes. Pindar aber in seinen Gesängen führt alle Götter, als sie vor Typhon flüchteten, nicht menschenähnlich, sondern thiergestaltig ein. Zeus selbst, von Liebe zur Pasiphaë ergriffen, wird bald Stier, bald Adler oder Schwan. Damit haben die Alten ihre Achtung vor den Thieren bewiesen, zumal sie berichten, wie Zeus selbst von einer Ziege aufgezogen sei. Bei den Kretern aber war es ein radamanthisches Gesetz, Eide bei allen Thieren zu leisten! Es war kein Scherz, wenn Sokrates bei Hund und Chaos schwur, sondern da schwur er bei des Zeus und der Dike Sohn; noch auch war es Scherz, wenn er die Schwäne seine Mitdiener nannte. Der Mythus aber erzählt ja, daß die Thiere Seele haben wie wir, daß sie durch der Götter Zorn aus Menschen in Thiere verwandelt wurden, und daß deßhalb die Götter dann Erbarmen und Liebe zu ihnen empfunden hätten; so wird von

den Delphinen, von den Eisvögeln, von den Nachtigallen und Schwalben berichtet.

17. Von den Alten, die das Glück hatten, von Thieren aufgezogen zu werden, rühmte sich Einer über den Andern seiner Ernährer mehr als selbst seiner Eltern; Einer der Wölfin, ein Anderer der Hirschkuh, ein Anderer der Ziege, ein Anderer der Bienen, Semiramis der Tauben, Cyrus der Hündin, Thrax, der von seinem Ernährer auch seinen Namen erhielt, des Schwanes. So kamen auch die Götter zu Beinamen: Dionysos der Bock, Apollo der Wolf[80]) und der Delphin, Poseidon der Reiter, Minerva die Reiterin, Hekate aber hörte es lieber, wenn sie als Stier, und Löwin angerufen wird. Weil nun diejenigen, welche Thiere opfern, diese auch verzehren, deshalb sagen sie, um die Schuld von sich abzuwälzen, sie seien vernunftlos, gerade so, wie die Scythen, die ihre Eltern verzehren, sagen könnten, diese seien vernunftlos.

18. Durch diese und andere noch zu erwähnende Ansichten der Alten[81]) wird also gezeigt, daß die Thiere Vernunft haben, so zwar, daß sie keinem ganz fehlt, obwohl sie in den meisten sehr unvollkommen ist. Da nun, wie unsere Gegner behaupten, Gerechtigkeit nur gegenüber vernünftigen Wesen statthaben kann, warum sind wir nicht auch gegen die Thierwelt gerecht? Auf die Pflanzenwelt paßt die Gerechtigkeit viel weniger, denn sie scheint viel weniger vernunftbegabt heißen zu können. Gleichwohl, wenn wir ihre Früchte pflücken, schneiden wir nicht auch die Zweige mit ab. Körner- und Hülsenfrüchte sammeln wir, wenn sie abgeblühet sind und abgestorben ausfallen. Todte Thiere aber, — wird ja eben Niemand essen, es sei denn, daß sie gewaltsam getödtet sind. Hierin eben liegt eine große Ungerechtigkeit. Denn wie Plutarch sagt, wenn schon unsere Natur Einiges bedarf und wir dies genießen, so folgt doch nicht, daß man gegen Alles und Jedes ungerecht werden dürfe. Die Nothwendigkeit rechtfertigt nämlich eine gewisse Gewaltthätigkeit gegen die Natur, wenn man das Genießen noch lebender Pflanzen gewaltthätig nennen will; aus bloßem Uebermuth aber oder Wohllust mehr als nöthig ist abreißen und vernichten, ist vollendet roh und ungerecht. Aber die Enthaltung vom Thieressen hindert uns ja weder am Leben noch am angenehmen Leben. Ja, wenn, wie die Pflanzen und Früchte zu ihrem Leben unbedingt Luft und Wasser bedürfen, so auch wir zum Leben des Thiermordens und des Verzehrens ihres Fleisches nöthig hätten, dann würde unsere Natur mit dieser Ungerechtigkeit absolut verflochten sein.

Wenn nun aber viele Priester der Götter, viele heidnische Könige, die ein edles Leben geführt, wenn unzählige Thiergattungen dergleichen Speise schlechthin niemals genießen und sie leben und erreichen ihren natürlichen Tod: ist es denn nicht absurd, wenn jemand, indem wir mit einigen Krieg zu führen gezwungen wären, befehlen wollte: entweder zu leben und gegen Nichts gerecht zu sein — auch wo wir es könnten, oder aber nicht zu leben — um gegen Alles gerecht zu sein? Wenn Menschen, um sich und ihre Kinder oder das Vaterland zu retten, andere berauben und Stadt und Land bedrücken, so haben sie die Nothwendigkeit zur Entschuldigung: wer aber dasselbe thut, um sich zu bereichern, zu schwelgen, seinen Leidenschaften zu fröhnen und schlechthin unnöthige Begierden zu stillen, der erscheint roh, zügellos, schlecht! So auch die Pflanzen zu genießen, Feuer und Wasser zu brauchen, die Wollschur und die Milch der Heerden, die Zähmung der Rinder und sie anzuschirren zu unserem Nutzen und Erhaltung, das hat die Gottheit selbst gestattet: aber Thiere abkehlen und kochen, mit ihrem Mord sich besudelnd, nicht etwa aus Noth der Speise und der Lebenserhaltung halber, sondern zum Zwecke der Wohllust, die Genußsucht zu befriedigen, das ist über die Maßen schlecht und abscheulich. Es ist genug, daß wir sie, die keine Mühsal nöthig hätten, für uns arbeiten lassen, wie Aeschylus sagt:

„Dann sperrt in's Zugjoch ich zum ersten Mal den Ur,
„Des Pfluges Sklaven; und damit dem Menschenleib
„Die allzu große Bürde abgenommen sei
„Schirrt ich das zügelstolze Roß dem Wagen vor."

19. Wer es billigt, daß wir das Rind nicht zur Speise benutzen und keine Seele noch Leben zerreißen und vernichten, um mit einer Fülle von Leckerbissen und Schaugerichten die Tafel zu schmücken, um welches Lebens- oder Tugendmittel macht er denn das Leben ärmer? Nein, Pflanzen und Thiere in eine Linie stellen zu wollen, wäre doch sehr gezwungen. Thiere haben Gefühl, empfinden Schmerz, kennen die Furcht und die Verletzung: gegen sie kann man also ungerecht sein. Die Pflanzen aber haben kein Gefühl, für sie giebt es also auch nichts Fremdes, nichts Böses, nichts Verletzendes, keine Ungerechtigkeit, denn das Gefühl ist das Prinzip aller Zu- und Abneigung; die Zuneigung aber ist nach den Stoikern wieder die Voraussetzung aller Gerechtigkeit. Ist es denn nun nicht widersinnig, wenn wir viele Menschen sehen, die nur ihrem Gefühl nachleben, Sinn und Verstand aber nicht haben, und wieder viele, die an Rohheit, Wuth und Gier die wildesten

der wilden Thiere übertreffen: Kindermörder, Elternmörder, Tyrannen und Tyrannendiener, — und denen gegenüber soll bei uns von Gerechtigkeit die Rede sein, — aber gegen das Rind, das für uns pflügt, gegen die Hausthiere, die uns mit Milch ernähren, mit ihrer Wolle kleiden, da sollte es keine Gerechtigkeit geben? Wäre das nicht das Allervernünftigste?

20. Ja, beim Zeus, dann hätte ja Chrisippus Recht, wenn er sagt, die Götter hätten uns Menschen nur um ihrer — und unserer willen geschaffen, die Thiere aber nur um unserer willen: die Rosse, daß sie mit uns die Kriege führen, die Hunde, daß sie uns jagen helfen, Panther, Bär und Löwe, damit sie uns gymnastische Uebungen machen, das Schwein aber — und das war die allersüßeste Gunst der Götter, es sei nur dazu geschaffen, geopfert zu werden, und als Salz habe ihm Gott Seele gegeben, um es uns zur Speise wohl vorzubereiten! Damit wir aber auch eine Fülle von Vor-, Zwischen- und Nachgerichten hätten, habe er Muscheln aller Art und Schnecken und Quallen geschaffen und die vielen Geflügel-Arten, alles aus keinem anderen Grunde, als um sich gleichsam selbst zu süßen Genüssen darzugeben, die Mutterbrust noch überbietend und den Erdkreis überschüttend mit Lust und Labsal! Nun, wer darin noch eine Spur von Vernunft und Gotteswürdigkeit findet, der sehe zu, was er zu dem Ausspruche des Karneades sagen möge, welcher spricht: alles Natürliche, wenn es die Bestimmung erreicht, zu der es entstanden ist und gebildet wurde, ist nützlich. Unter „Nützlichkeit" versteht man aber ganz allgemein eine gute Verwendung. Nun soll das Schwein dozu da sein, um geschlachtet und gegessen zu werden. Indem es dies also über sich ergehen läßt, erreicht es seine natürliche Bestimmung und gute Verwendung! Nun, in der That, wenn Gott die Thiere zum Nutzen der Menschen geschaffen hat, wozu werden wir denn die Fliegen, die Mücken, die Flebermäuse, die spanischen Fliegen, die Skorpione, die Schlangen gebrauchen, von denen einige schon von Ansehn ekelhaft sind, andere den Berührenden unrein machen, unausstehlich duften und häßliche Töne von sich geben, andere geradezu tödtlich sind? Und die Wallfische und Haifische und die anderen Seeungeheuer, deren, wie Homer sagt, „die wogende Amphitrite Myriaden weidet", — warum hat der große Demiurg uns nicht gelehrt, wozu sie der Natur wohl „nützen?" Wenn wir nun aber zugestehen müssen, daß nicht alle Thiere für uns und um unserer willen geschaffen sind, — so folgt — ganz abgesehen von dieser ihrer großen Confusion und unklaren Entscheidung — daß wir dem Unrecht thun gar nicht

entgehen könnten, indem wir Thieren Gewalt anthäten und sie benutzten, die vielleicht gar nicht einmal um unserer willen, sondern gleich uns nur von Natur geschaffen worden! Uebrigens, wenn man die Frage, ob Thiere um unserer willen geschaffen seien, danach beantworten will, ob sie uns zur Speise dienen, so müßten wir noch eher zugeben, daß wir selbst um der reißenden Thiere willen geschaffen seien, etwa der Krokodille, der Haifische oder Drachen willen, denn diese Thiere nützen nicht nur uns gar nichts, sondern wer in ihre Gewalt geräth, der wird ihre Speise! Sie thuen damit durchaus nichts Schlimmeres als wir, der ganze Unterschied ist: sie thun es aus Noth und Hunger, wir aber thun desgleichen aus Uebermuth und Schwelgerei und die meisten Thiere bringen wir zum Spiele in Theatern um oder auf den Jagden. **Eben dadurch sind wir so mörderisch, so wild, so ohne Mitgefühl** geworden, und die das zuerst gewagt, stumpften die Humanität am meisten ab. Die Pythagoreer aber erhoben die Sanftmuth gegen die Thierwelt zu einem Hauptmerkmal der Menschenliebe und der Barmherzigkeit. Erweckten diese also nicht viel mehr Gerechtigkeitssinn als die, welche sagen, unsere Lehre gefährde die gewohnte Gerechtigkeit? Denn die Gewohnheit hat eine wunderbare Macht, den Menschen in einmal gefaßter Leidenschaft vorwärts zu treiben.

21. Ja, sagt man, aber wie dem Sterblichen das Unsterbliche entgegengesetzt ist und dem Zerstörbaren das Unzerstörbare und dem Körperlichen das Körperlose, so steht auch dem, der Vernunft hat das Unvernünftige gegenüber und zu Gebot; aber sie sagen nicht zugleich, wie diese Entgegensetzung falsch und verleitend ist! Als ob wir das leugneten und nicht vielmehr viel Vernunftloses in der Natur aufzeigten! Es ist viel und mannichfaltig in allen seelenlosen Wesen vorhanden; es bedarf keines anderen Gegensatzes gegen das Vernünftige, sondern alles Seelenlose, Vernunftlose und Sinnlose bildet den Gegensatz zu dem, was mit dem Seelenleben auch Vernunft und Ueberlegung hat. Wenn aber Jemand behauptet, daß die Natur nicht verstümmelt ist, sondern daß sie allbeseelt theils Vernunftbegabtes theils Vernunftloses enthält, so wird ein anderer kommen und sagen, die beseelte Natur habe Einbildungskraft und sie habe auch keine, sie habe Gefühl und habe auch keines, so daß diese Sätze und Gegensätze in der Natur gleichsam im Gleichgewicht ständen. Das ist aber falsch. Es wäre thöricht, wollte man bei beseelten Wesen Fühlendes und Gefühlloses, Verstellungskräftiges und das Gegentheil unterscheiden, denn alles

Beseelte ist von Natur zugleich fähig zu empfinden und sich Vorstellungen zu machen. Niemand wird also das Zugeständniß verlangen können, daß Beseeltes theils vernunftbegabt theils vernunftlos sein solle, zumal wenn er mit Gegnern disputirt, welche meinen, Nichts was Gefühl besitze, entbehre des Bewußtseins, und es gebe kein Thier, das nicht eine Meinung und Ueberlegung habe, so gut als es Empfindung und Begierde hat. Denn die Natur, von der man mit Recht sagt, daß sie Alles aus Gründen und Zwecken thue, sie hat das fühlende Thier nicht geschaffen, daß es eine kurze Zeit leide und sein Leid fühle, sondern damit es, wo so viel Günstiges und Ungünstiges auf dasselbe einwirkt, um länger leben zu können, Nützliches und Schädliches unterscheide; die Erkenntniß von Beidem aber gewährt jedem das Gefühl; in Folge dieses Gefühls aber das Nützliche ergreifen und verfolgen und ebenso das Schädliche abwenden und fliehen, das vermag Niemand, dem die Natur nicht auch die Kraft gab zu überlegen, zu urtheilen, sich zu erinnern und aufzumerken. Denn was ganz und gar nicht etwas erwarten, sich erinnern, wollen, sich rüsten, etwas hoffen, fürchten, wünschen und beklagen könnte, dem hülfe auch Aug' und Ohr, Gefühl und Vorstellungsgabe nichts: es wäre ihm besser auch dies Alles nicht zu haben, als Mühsal, Schmerz und das Leid zu tragen, daran nichts ändern zu können. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht Stratons, des Physikers, Ausspruch, daß es kein Gefühl giebt ohne Besinnung, denn oft laufen die Buchstaben an unserm Blick vorüber und Worte fallen in unser Gehör und doch bleiben sie uns unverstanden und fliegen vorüber, weil wir den Sinn auf etwas Anderes gerichtet hielten; kehrt dann die Besinnung wieder, so versteht und liest man Alles was da war! Daher sagt man ja auch:

„Stumpf sind die Sinne und blind, denn der Sinn nur siehet und höret".[82])

Denn wenn kein Verständniß da wäre, könnte Alles, was Auge und Ohr affizirt, auch keinen Eindruck machen. König Kleomenes, als man beim Gastmahl einen Sänger belobte und ihn, den König, frug, ob jener seinen Beifall habe, sagte daher, das möchten sie selbst beurtheilen, sein Geist sei eben im Peloponnes! Also, Alles was fühlt, hat auch Geist!

22. Angenommen aber auch, die Empfindung bedürfte des denkenden Geistes nicht zu ihrem Werke. Wenn das Gefühl der Thiere nun aber doch so sich steigert, daß es zwischen Eigenartigem und Fremdartigem sicher unterscheidet, was ist dann in ihm seine Erinnerung, mit der es Schädliches fliehen, nach Nützlichem aber verlangen lernt?

Was ist es in ihnen, wodurch sie sich bestreben Fehlendes herbeizuschaffen, wodurch sie sich zum Sprunge rüsten oder zur Flucht vor Nachstellungen und Nachstellern? Sagen unsere Gegner doch selbst bis zum Ueberdruß, der Vorsatz sei nichts als Bezeichnung einer Vollendung; ein Vorhaben sei ein Beginnen vor dem Beginne; das sich Rüsten sei eine That vor der That; die Erinnerung aber sei das Ergreifen einer früheren Vorstellung, welche vom Gefühl als eine gegenwärtige empfunden werde. Dies Alles ist nun ganz vernünftig, aber eben — bei allen Thieren ebenso der Fall. Auf Gedanken — wie man die schlummernden Ideen, im Gegensatz zu den erwachten, — dem Denken nennt — kommt es dabei gar nicht an; daß man aber alle Leidenschaften zusammen sowohl böse Triebe der Natur, als böse Gedanken nennt, ist zu bewundern, da man dabei übersieht, daß ja eben die Thiere vieles thun und versuchen bald aus Zorn, bald aus Furcht, ja sogar aus Neid und Eifersucht. Straft man doch selbst Hunde und Pferde, wenn sie fehlen, und nicht umsonst, sondern um sie verständiger zu machen, erregt man ihnen durch Schmerz eine Traurigkeit, die wir Reue zu nennen pflegen. Ebenso übt man durch Genüsse für Ohr und Auge Zauber aus, und beides wendet man auch auf Thiere an. Mit Pfeifen und Flöten übt man über Hirsche und Pferde eine magische Gewalt aus, und Krebse und Fische lockt man mit Musik und Gesang aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wie einfältig, von den Thieren zu behaupten, sie empfänden keine Freude, hätten kein Gemüth, kennten keine Furcht, faßten keine Vorsätze, entbehrten der Erinnerung, sondern die Biene habe nur scheinbar oder „gleichsam" eine Erinnerung, die Schwalbe faßte „gleichsam" einen Vorsatz, der Löwe habe „gleichsam" eine Gemüthsart, der Hirsch habe „gleichsam" Furcht. Ich wüßte dann in der That nicht, was sie entgegnen wollten, wenn Jemand behaupten wollte, die Thiere hörten und sähen eigentlich nicht, sie hörten nur „gleichsam", sie sähen nur „gleichsam", sie sprächen nur „gleichsam", sie lebten überhaupt eigentlich nicht, sondern sie lebten nur „gleichsam". Denn daß hiermit nur dasselbe, wie mit jenem, ausgedrückt ist, wird Jeder Unvoreingenommene erkennen.

Vergleicht man mit den menschlichen Sitten und Gewohnheiten, Handlungs- und Lebensweisen diejenigen der Thiere, so findet man allerdings bei letzteren viel Böses, und zum Guten — wohin doch die Vernunftbegabtheit führen müßte — keine entschiedene Tendenz, Neigung oder Vorliebe. Aber dann wüßte ich nicht, warum die Natur ihnen die Anfänge ermöglicht, wenn sie die Vollendung ihnen

versagte. Unsere Gegner freilich nehmen auch daran keinen Anstoß. Sie sagen die Liebe zu unsern Kindern sei unser Princip der Sozialität und Gerechtigkeit, sie sehen auch, daß die Liebe zu ihren Kindern bei den Thieren sehr verbreitet und intensiv stark ist, aber einen Antheil an Gerechtigkeit gestehen sie ihnen trotzdem nicht zu. Die Maulesel, sagen sie, entbehren der Geschlechtstheile keines, sie üben auch geschlechtlichen Verkehr mit Lust, aber zum wirklichen Zweck, zur Zeugung gelangen sie nicht. Ist das nicht aber lächerlich? Ist es nicht lächerlich zu sagen, daß die Sokrates's, Plato's, Zenos's nicht minder schlecht, sondern ebenso thöricht, zügellos und ungerecht seien, als der erste beste Sclav, und dann bei den Thieren die Bosheit und den Mangel exacter Güte nicht auf Verdorbenheit und Schwäche ihres Verstandes, sondern auf ihre gänzliche Vernunftlosigkeit zurückzuführen, zumal sie doch gestehen müssen, daß eben diese Bosheit die man im Thiere findet, von Verstand zeugt?! Sehen wir ja doch, daß viele Thiere z. B. Furchtsamkeit, Leidenschaftlichkeit, Ungerechtigkeit und bösen Willen zeigen!

23. Wenn man meint, Alles, was keiner vollkommenen Vernunft fähig sei, habe von Natur überhaupt keine Vernunft, das ist zunächst nichts Anderes, als wollte man sagen: der Affe ist von Natur nicht fähig häßlich und die Schildkröte nicht fähig träge zu sein, denn sie sind ebenso wenig fähig schön oder schnell zu sein; sodann aber spricht so nur, wer den sachlichen Unterschied nicht beachtet. Denn Vernunft wird angeboren, aber strebsame und ausgebildete Vernünftigkeit wird nur durch Studium und Unterricht gewonnen. Alles Beseelte hat daher Vernunft, aber volle Vernünftigkeit und Weisheit kann man nicht einmal den Menschen allen zuschreiben, so viele ihrer sind. Gleich wie Sehen und Sehen ein Unterschied ist, und Fliegen und Fliegen, — denn der Falke sieht und die Grille auch, der Adler fliegt und das Rebhuhn auch, — so hat auch nicht alles Vernünftige Theil an des Geistes höchster Gewandtheit und Schärfe. Die Beispiele von Geselligkeit, Muth, Umsicht in Bezug auf Unterhalt und Einrichtung und andererseits von Bosheit, Feigheit, Dummheit sind in der Thierwelt so unzählig, daß man die Frage aufgeworfen hat, ob denn die Thiere des Festlandes oder des Meeres die intelligenteren seien. Für Letzteres spricht ein Vergleich der Land- und Wasserpferde, denn diese füttern ihre Väter, jene tödten sie, um mit den Müttern sich zu begatten. Dasselbe zeigen Tauben und Rebhühner. Diese nemlich ververstecken die Eier des Weibchens und vernichten sie, weil dieses, so lange es brütet, keine Begattung zuläßt; die Tauben aber wechseln

im Brüten ab, wetteifern im Füttern der Jungen, und bleibt das Weibchen zu lange aus, so treibt das Männchen es mit Schlägen herein zu den Eiern oder Jungen. Antipater wirft den Eseln und Schafen Vernachlässigung der Reinlichkeit vor, aber er übersieht Luchse und Schwalben; jene entfernen und verbergen ihren Unrath völlig, die Schwalben aber drehen ihre Jungen herum und lehren sie ihren Unrath herauswerfen. Niemand sagt, daß ein Baum vor dem andern dumm sei, wie etwa Schaf und Hund, oder eine Kohlart vor der andern feige, wie etwa Hirsch und Löwe, und wie unter unbelebten Dingen eines nicht langsamer ist als das andere, oder unter stummen Wesen eines nicht schönere Stimme hat als das andere, so kann auch nichts fauler, träger oder leidenschaftlicher heißen, wenn es nicht von Natur Fähigkeit zur Intelligenz besitzt, welche aber je nach dem Grade ihres Vorhandenseins die Verschiedenheit der Thierwelt bedingt. Daß aber der Mensch vom Thier durch ein so großes Intervall, was Gelehrigkeit und Geistesgewandtheit, Civilisation und Sittlichkeit betrifft, getrennt ist, das darf uns nicht wundernehmen, denn auch in dieser übertreffen Viele alle Menschen bald durch Größe, bald durch Schnellfüßigkeit, bald durch Schärfe des Gesichts, bald durch Feinheit des Gehörs, aber deshalb ist der Mensch doch noch nicht lahm oder blind oder ohnmächtig, sondern auch wir laufen, obschon langsamer als die Hirsche; auch wir sehen, obschon schlechter als die Falken; auch wir haben von Natur Kraft und Größe des Körpers, obschon wir darin nichts sind im Vergleich zum Kameel oder Elephanten. Demgemäß dürfen wir auch nicht sagen, daß die Thiere, weil sie schwerer verstehen und minder scharf denken als wir, überhaupt nicht verständen und dächten und ohne Vernunft seien; sie haben sie nur schwächer, getrübter, gleichsam ein Auge mit stumpfem, dunklem Gesichtssinn.

24. Wäre nicht von vielen schon so vieles zum Beweise für die glücklichen Naturanlagen der Thiere gesammelt und mitgetheilt, Myriaden von beweisenden Beispielen könnte ich vorführen. Eines aber ist besonders beachtenswerth. Es stellt sich nämlich heraus, daß die Kraft, die etwas nach der Natur thun kann, ebenso gegen die Natur handeln kann, wenn sie verstümmelt oder krank wird, z. B. das Auge, wenn es erblindet, die Hüften, wenn sie lahm werden, die Zunge, wenn sie stottert, aber anders nicht! Denn das ist nicht blind, was überhaupt keine Sehkraft hatte; das ist nicht lahm, was seiner Natur nach nicht gehen kann; das stammelt nicht und ist nicht stimmlos, was überhaupt keine Zunge hat. So kann man auch

nicht närrisch, unsinnig, wahnwitzig nennen, was nicht von Natur zu denken, zu erkennen, zu schließen fähig ist; man kann nicht in Leidenschaft gerathen, wenn man nicht die Kraft empfing, diese durch irgend eine Schädigung seiner selbst erst zu erzeugen. Hat man nicht aber schon wüthende Hunde und Pferde gefunden? Nach Einigen werden auch Rinder und Füchse toll. Doch das Beispiel der Hunde genügt: es ist unbestritten und beweist, daß dies Thier Vernunft und Ueberlegung hat, die gar nicht gering ist und deren Zerrüttung und Zerstörung erst die Tollwuth oder Tobsucht erzeugt; denn wir sehen, daß ihnen weder Gesicht noch Gehör dabei verloren geht, sondern wie man vom Menschen nicht sagen kann, wenn er gemüthskrank oder wahnsinnig ist, daß ihm Verstand, Vernunft und Erinnerung völlig zerstört sei — selbst der Sprachgebrauch bringt es mit sich, von Irrsinnigen zu sagen: sie sind nicht bei sich selbst, sie sind nicht recht bei Verstande — eben so ist's bei tollen Hunden, und wer da meint, sie seien von sonst etwas besessen, außer daß ihr Organ zum Denken, Schließen und Erinnern erkrankt ist, so daß sie die geliebtesten Personen nicht mehr erkennen und ihr gewöhnliches Futter meiden, der erkennt nicht und übersieht offenbare Thatsachen, oder wenn er sie sieht, so scheint er nur gegen die Wahrheit streiten zu wollen. — So viel über das, was Plutarch in vielen Büchern gegen die Stoiker und Peripatetiker ausführt.

25. Theophrastus aber spricht sich über unseren Gegenstand so aus. Was von gleichem Vater und Mutter stammt, nennen wir natürliche Verwandtschaft. Also heißt verwandt auch was von gleichen Ahnen stammt; auch die Bürger einer Stadt sind es, weil sie Ort und volle Lebensgemeinschaft mit einander theilen. Denn nicht der Abstammung halber nennen wir diese verwandt, es sei denn, daß sie solche Stammeltern im Besonderen nachzuweisen haben. Wenn wir also sagen, daß Gleiche mit Gleichen, Nichtgleiche mit Nichtgleichen und zuletzt alle Menschen mit einander verwandt seien, so geschieht das aus einer von zwei Ursachen: entweder haben sie gleiche Abstammung, oder aber wegen Gleichheit der Nahrung, der Sitten und der Geschlechtsgemeinschaft. Deshalb betrachten wir alle Menschen als Verwandte. Nun haben alle Thiere dieselben Entstehungsweisen wie wir. Ich meine das nicht von ihrem allerersten Werden; denn dann hätten auch die Pflanzen gleichen Ursprung; sondern ich beziehe es auf den Samen, das Fleisch und das Säftethum der Thiere, noch mehr aber auf die Gleichartigkeit ihrer Seelen, ich meine ihre Begierden, ihren Zorn, ihre Ueberlegungskraft und vor allen ihre Gefühle!

Wie nun die Körper der Thiere verschieden sind, so auch ihre Seelen; aber alle sind im Prinzip gleich. Die Verwandtheit ihrer pathologischen Zustände ist der Beweis. Wenn nun daraus, wie bekannt, die Sitten entstehen und alle Thiere also denken und sich nur durch ihre Erziehung und durch ihre Ahnen unterscheiden, so ist das Geschlecht der übrigen lebenden Wesen auch mit uns Allen verwandt und einerlei Ursprungs; sie haben alle einerlei Nährweise, „haben Geist“, wie Euripides sagt, und rothes Blut und zeigen darin unserer Aller Eltern: Himmel und Erde!

26. Da uns nun die Thiere so verwandt sind und da sie nach Pythagoras gleiches Seelenleben mit uns haben, so muß mit Recht derjenige gottlos erscheinen, der sich des Unrechts gegen sie nicht enthält. Sind doch manche Menschen gegen ihre Mitmenschen noch grausamer und werden wie von einem Drang und Sturm ihrer eigenen Natur zur Gewaltthat gegen ihre Nächsten hingerissen. Deshalb richten wir diese auch hin! Aber deshalb heben wir unser Verhalten gegen Gesittete nicht auf. Ebenso, wenn auch manche Thiere wild sind, müssen wir sie eben deshalb tödten, wie die ähnlich gearteten Menschen, aber deshalb darf man sein Verhalten gegen sanftere Thiere nicht ändern. In keinem Falle aber darf man weder die Einen noch die Anderen **verzehren,** so wenig als die Verbrecher unter den Menschen! Wir thun das größte Unrecht, indem wir zahme wie wilde Thiere tödten und die zahmen verzehren. Es ist doppelt Unrecht erstens weil wir die Thiere sanfterer Art tödten und gerade diese auch schmausen: wir tödten sie also offenbar nur um des Verzehrens willen!

Dem könnte man nun noch etwa Folgendes hinzufügen.

Wenn jemand sagt, wer den Begriff des Rechts auf die Thierwelt ausdehne, zerstöre den Rechtsbegriff, der übersieht, daß er selbst die Gerechtigkeit nicht wahrt, vielmehr begünstigt er die Wohllust, die ein Feind der Gerechtigkeit ist. Ist die Wohllust Zweck, so hört die Gerechtigkeit auf, denn daß die Gerechtigkeit durch die Enthaltsamkeit vom Thiergenuß gefördert wird, wem wäre das nicht zweifellos? Denn wer sich vom Genuß der Thierwelt consequent enthält, obgleich sie ihm minder eng verwandt ist, der wird sich um so mehr der Verletzung seines eigenen Geschlechts enthalten. Wer das Geschlecht liebt, kann die besonderen Spezies nicht hassen, sondern je größer das Geschlecht der beseelten Wesen ist, desto mehr wird er auch gegen den Theil, gegen alles Verwandte, gerecht sein. Wer seine Verwandtschaft mit der Thierwelt anerkennt, der wird auch gegen kein Thier ungerecht sein können. Wer aber die Gerechtigkeit auf den Menschen beschränkt,

der wird in seiner Beschränktheit leicht ungerecht werden, so daß die pythagoreische Zukost noch angenehmer ist als die sokratische. Dieser nämlich nannte den Hunger die beste Zukost, Pythagoras aber meinte: Niemanden Unrecht thun, der Gerechtigkeit aber sich freuen, das sei die beste Zukost! Denn das Vermeiden des Thieressens ist das Vermeiden der Ungerechtigkeit in der Ernährung. Gott hat auch nicht gewollt, daß wir unser Heil nur durch Sünde gegen Anderes sollten wahren können, sonst hätte er ja in uns die Natur zum Prinzip des Bösen gesetzt. Mißkennen übrigens nicht diejenigen das Wesen der Gerechtigkeit, die sie aus der Verwandtschaft des Menschen mit dem Menschen herleiten? Das wäre ja nur Menschenfreundlichkeit. Die Gerechtigkeit aber besteht darin, daß man sich alles Verletzens dessen, was selbst nicht verletzt, enthält. So ist der Gerechte gesinnt, nicht aber wie jene! Daher erstreckt sich die Gerechtigkeit auch über die Thierwelt, denn in der Nichtverletzung besteht sie. Daher sagt man auch, das Wesen der Gerechtigkeit bestehe darin, daß die Vernunft herrsche über die Unvernunft, diese aber jener folge. Denn wenn jene herrscht und diese folgt, so muß der Mensch gegen Alles gerecht sein. Denn wenn die Leidenschaften gezähmt, Zorn und Begierden beschwichtigt sind und die Vernunft in ihre ihr eigenthümliche Herrschaft tritt, dann ist sofort die Neigung zum Besseren da: das Beste von allem aber ist vollkommene Gerechtigkeit, und zwar ist sie mächtig genug, Allem heilsam, Allem wohlthuend zu sein und selber nichts zu bedürfen. Wir selbst sind kraft der Gerechtigkeit Allem gegenüber schuldlos, kraft unserer sterblichen Natur bedürfen wir des Nothwendigen. Der Genuß des Nothwendigen aber verletzt weder die Pflanzen, denn wir nehmen nur, was sie fallen lassen, noch die Früchte, denn wir genießen sie erst in ihrem Sterben, noch die Schafe, denn durch die Schur nützen wir ihnen eher und für ihre Milch empfangen sie unsere Pflege. Der Gerechte pflichtet daher bei und versagt sich jene Genüsse: aber er ist dabei nicht ungerecht gegen sich selbst, denn indem er den Leib zähmt und zieht, mehrt er seinen inneren Reichthum, nämlich seine Gottähnlichkeit.

27. Das wahre Wesen der Gerechtigkeit ist also nicht möglich, weder wenn der Sinnengenuß geradezu als Lebenszweck gilt, noch wenn wir die sinnlichen Dinge zur Glückseligkeit für nothwendig erachten oder beides irgendwie verschmelzen. Denn in gar vielen herrschen die Triebe der vernunftlosen Natur und mit ihnen ein unsittliches Leben. Sie bedürfen freilich, wie sie versichern, des Fleischessens, um „ihre Natur kräftig zu erhalten und ohne Entbehrung dessen, was sie

nothwendig bedarf". Ist dagegen der Lebenszweck, Gott so ähnlich zu werden als möglich, so bleibt man gegen Alles gerecht. Gleichwie nur der blos von Leidenschaft bewegte Mensch wohl gegen Weib und Kind sanft ist, gegen alles Andere aber voll Verachtung und Habsucht und Härte sein kann, weil die Unvernunft in ihm regiert und er von seiner erregten sterblichen Natur bestärkt wird, und wie derjenige, in dem die Vernunft die Herrschaft führt, gerecht gegen jedermann, gegen seine Mitbürger, gegen Fremde, ja gegen alle Menschen ist, denn er hält die Unvernunft im Zaum und ist eben deshalb vernünftiger, göttlicher als jene: so ist auch derjenige, der die Gerechtigkeit nicht blos auf die Menschen bezieht, sondern sie auch auf die Thierwelt ausdehnt, Gott ähnlicher als jene, und vermag er es auch gegen die Pflanzenwelt, so wahrt er Gottes Ebenbild noch mehr. Da das aber nicht möglich ist, so entsteht daraus — allerdings ein Mangel unserer menschlichen Natur, jenes Leid, das die Alten beweinten, weil sie sahen,

„daß wir armes Geschlecht aus Neid nur und Streite geboren",

daß wir das Göttliche also, die Unschuld und die Gerechtigkeit absolut zu wahren außer Stande sind. Denn nicht in allen Stücken sind wir bedürfnißlos. Unsere Entstehung ist die Ursache davon, und daß wir, nachdem die natürliche Fülle verloren war, in Armuth geboren wurden. Die Armuth aber suchte ihr Heil in anderen Dingen und trachtete der Welt nach, durch welche sie ihr Dasein empfing. Wer also von äußeren Dingen viel bedarf, ist um so ärmer, ist Gott um so unähnlicher und der Armuth Genosse. Denn wer Gott ähnlich ist, der hat eben darin seinen wahren Reichthum. Wer aber reich ist und nichts bedarf, der thut auch Niemandem Weh. Denn so lange Jemand Unrecht thut, und wenn er auch alle Schätze und alle Aecker der Erde besäße, ist doch arm, denn er ist des Bedürfens Sklav; daher ist er eben so ungerecht, als er gottlos, irreligiös und allem Bösen verfallen ist, das durch das Herabsinken der Seele in das Materielle nach Verlöschen des Guten erzeugt wird. Alles ist daher Täuschung, so lange Jemand im Prinzip fehl geht: Begierde nach allem Möglichen ergreift den, der nicht Maß hält, er weicht seiner sterblichen Natur, so lange er sein besseres Selbst nicht erkannt hat. Die Ungerechtigkeit ist äußerst stark darin, sich selbst zu überreden und diejenigen zu vertheidigen, die sie ergriffen hat, daher sie auch mit ihren Schülern schwelgen geht! Wie aber in der Wahl der Lebensweisen der bessere Richter sein wird, wer beide erprobt hat, als der, der nur die Eine kennt, so ist auch bei dem Wählen

und Verwerfen der Pflicht der bessere Richter derjenige, der die vorliegenden Fragen von dem höheren Standpunkte beurtheilt, als von dem niederen. Wer also vernünftig lebt, wird auch besser zu wählen wissen zwischen dem, was zu thun und was zu fliehen ist, als wer vernunftwidrig lebt. Jener weiß mit dem unvernünftigen Leben fertig zu werden, denn er kennt es aus Erfahrung: dieser aber, der vernünftiges Leben nicht kennt, folgt seines Gleichen und treibt wie Knaben unter Knaben sein thörichtes Spiel weiter!

Aber, sagt man, wenn Alle unsere Ueberzeugung theilten, wohin sollte das führen? Nun, offenbar würden wir glücklich sein, denn die Ungerechtigkeit würde aus der Menschheit verbannt, die Gerechtigkeit aber würde wohnen wie im Himmel, so bei uns. Nun aber steht die Sache so, wie wenn die Danaiden frügen, was denn aus ihrem Leben werden solle, wenn man ihre Gefäße zerbrochen und sie nicht mehr ihren Sieb-Dienst üben sollten! Und was soll denn, so fragen wir die besorgten Frager, was soll denn passiren, wenn wir unsere Lebensweise auf das Naturnothwendige beschränken und von den Begierden und Leidenschaften lassen, deren ganzes Wesen sich in Unkenntniß des Guten auflöst?!

Was sollen wir also thun, — fragst Du, o Mensch? Nachahmen wollen wir das goldene Zeitalter, nachahmen die Freien! Bei ihnen weilten die Göttinnen der Sitte, der Vergeltung, der Gerechtigkeit, denn sie begnügten sich mit den Früchten der Erde und

„Früchte gab ihnen genug das überreiche Gefilde“[83])

neidlos und von selbst. Die Freigelassenen aber thun für sich selbst, was sie früher für ihre Herren thaten. So stoße auch Du nun Deines Leibes Sklaverei von Dir und den Dienst Deiner sinnlichen Leidenschaften. Wie Du diese bisher ausschließlich mit äußeren Dingen genährt hast, so nähre nun Dein besseres Selbst mit geistiger Speise, so lebst Du gerecht vom eigenen Gut, nicht aber mehr wie bisher — vom fremden Raube.

Viertes Buch.

1. Wir haben nun, mein theurer Kastrizius, in dem Bisherigen so ziemlich alle Ausflüchte widerlegt, mit welchen die Fleischesser, die es aus Mangel an Selbstbeherrschung und aus Genußsucht sind, ihre Rechtfertigung auf ein Bedürfniß zurückzuführen die Stirn haben, welches sie ohne zureichenden Grund der Natur aufbürden. Von speziellen Fragen aber erübrigt noch die Behauptung von der Nützlichkeit des Fleischessens, welche die von ihren Lüsten Umstrickten am meisten besticht, und dann die Berufung darauf, daß kein Weiser und kein Volk das Fleischessen verworfen habe, eine Behauptung, welche sehr geeignet ist, die, so es hören, **bei ihrer Unkenntniß der wirklichen Geschichte,** zur größten Ungerechtigkeit zu verleiten. Wir wollen dies also näher untersuchen und das Nützlichkeitsproblem und andere verwandte Fragen zu lösen suchen.

2. Beginnen wir mit dem Zeugniß von Völkern für die Enthaltung vom Thiergenuß, und unter ihnen sind ja die Griechen die ersten und uns vertrautesten! Unter den Geschichtsschreibern Griechenlands ist aber einer der präzisesten und verläßlichsten der Peripatetiker **Dikaearch**[84]); er aber, wo er das alte Leben Griechenlands schildert und sagt, daß die Alten von Natur gut und den Göttern ähnlich gewesen seien und ein so reines Leben geführt hätten, daß man ihr Zeitalter das goldene genannt, im Vergleich zu der heutigen falschen und faulen Welt, da sagt er auch, daß sie kein Thier geschlachtet, sondern wie auch die Dichter des goldenen Zeitalters gesagt hätten:

— — — „Alles war gut und
Früchte gab ihnen genug das überreiche Gefilde
Ohne viel Arbeit dar und so genossen in Frieden
Sie und in Ruh' mit vielen Genossen des göttlichen Lebens.“[85])

Indem Dikaearch dies ausführt, sagt er, daß im Zeitalter des Kronos das Leben wirklich so gewesen sei. Um das als wirklich und nicht als bloße Dichtung zu erkennen, muß man das Mythische abstreifen und

die Sache ganz rationell betrachten. Allerdings wuchs ihnen ja Alles von selbst zu, denn noch thaten sie selbst nichts dazu: es gab ja noch keine Kunst des Ackerbaues oder dergleichen; eben deshalb lebten sie noch in Muße, ohne Mühen und Sorgen, und wenn man der Ueberzeugung der gebildetsten Aerzte beipflichten darf, so waren die Menschen damals auch nicht krank. Man wird nämlich für die Gesundheit kein besseres Rezept finden können, als das ihrige, nämlich: den Organismus so wenig als möglich mit überflüssigen Stoffen zu belästigen! Sie hielten darauf, die Körper von diesen frei zu erhalten: sie gestatteten nur solche Speisen, die leicht genug waren, um von der Natur ihrer Patienten vertragen zu werden, und ließen nicht so viel genießen, als man Lust hatte, sondern weniger als dem Appetit nach nöthig schien. Dafür gab es unter ihnen aber auch nicht Krieg nicht Aufruhr, denn es gab keinen Preis, um dessentwillen wer dergleichen hätte erregen sollen, so daß sie das Glück hatten, ihr Leben hauptsächlich aus Muße, Sorglosigkeit in Bezug auf ihre nothwendigen Bedürfnisse, Gesundheit, Friede und Freundschaft bestehen zu sehen. Ihre Nachkommen aber begehrten mehr und verfielen dadurch schweren Leiden, so daß ihnen das frühere Leben nun beneidenswerth schien. Daß aber die Einfachheit jener Lebensweise keinerlei besondere Zubereitungen nöthig machte, wird durch das spätere Sprüchwort „die Eiche genügt“[86] hinlänglich bewiesen, denn eben wer die Grenze des Genügenden zuerst überschritt, wird das Wort wohl ausgesprochen haben. Dann folgte das Nomadenleben, wo man schon mehr Besitzthum erwarb und Thiere verzehrte, denn das erstere hielt man für unschädlich, die letzteren aber für — wild und Schaden bringend; so zähmten sie denn die Einen und die Anderen tödteten sie, und mit diesem Leben begann dann auch der Krieg. Und, fügte er hinzu, das sagen nicht wir, sondern diejenigen, welche die Geschichte des Alterthums geschrieben haben. So bald man nämlich Besitzthümer für werthvoll hielt, trachtete man nach ihnen um der Ehre willen und man häufte sie und reizte so sich gegenseitig; Andere besaßen sie, um zu besitzen. Als in dieser Weise einige Zeit vergangen war und man immer auf das, was nützlich schien, gesonnen hatte, kam man in das dritte Zeitalter, in das des Ackerbaues. Indem Dikaearch in dieser Art die alte Geschichte der Griechen durchgeht, preiset er das Leben der ältesten Zeit am glücklichsten, in welcher die Enthaltung vom Fleischessen am herrschendsten war; daher gab es auch keinen Krieg, denn es gab keine Ungerechtigkeit; später kam der Krieg

und die gegenseitig sich befehdende Habsucht gleichzeitig mit dem Unrecht gegen die Thierwelt. Daher muß man über die Kühnheit erstaunen, mit der man es gewagt hat, die Enthaltung vom Fleischessen die Mutter der Ungerechtigkeit zu nennen, da doch Geschichte und Erfahrung bezeugen, daß mit dem Schlachten der Thiere Völlerei, Krieg und Ungerechtigkeit eingezogen sind.

3. Lykurg[87]), der Lakedämonier erkannte dies, und obwohl es schon Sitte war, Fleisch zu essen, ordnete er doch seinen Staat so, daß man die Fleischnahrung so viel als möglich beschränkte. Denn den Antheil jeden Bürgers bestimmte er nicht nach Heerden von Rindern, Schafen, Ziegen, Pferden oder nach Schätzen, sondern nach Landbesitz, der auf den Mann 70 Medimnen[88]) Gerste, auf die Frau aber 12 trug und im gleichen Verhältniß Obst. Soviel glaubte er, daß zu ihrem Unterhalte hinreichend wäre, und daß sie, um gesund und bei Kräften zu bleiben, weiter nichts bedürften. Daher erzählt man auch, daß Lykurg später, als er von einer langen Reise zurückkehrte und, während der Ernbte das Land durchziehend, die parallelen gleichen Getreidehaufen sah, lächelnd zu seiner Umgebung gesagt habe: „Ganz Lakonika scheint Brüdern zu gehören, die sich kürzlich darein getheilt haben". Als er so die Völlerei aus Sparta vertrieben, konnte er auch die Gold- und Silbermünzen abschaffen und nur die eisernen bestehen lassen, da diese bei so großer Masse und Gewicht einen so geringen Werth hatte, daß schon zehn Minen[89]) einen eigenen Aufbewahrungsraum im Hause bedurften und zum Fortschaffen eines eigenen Fuhrwerks. Als dies üblich wurde, schwanden in Lakedämonien viele Verbrechen ganz. Denn wer sollte nun wohl stehlen wollen oder sich bestechen lassen oder Lohn vorenthalten oder rauben, was weder zu verlangen möglich noch zu besitzen ehrenvoll war, ja was, wenn es zertheilt wurde, nichts mehr nützen konnte? Gleichzeitig hörten damit die unnützen Künste auf, da ihre Produkte keine Verwendung mehr fanden. Denn die eiserne Münze konnte man bei den andern Griechen nicht brauchen, denn dort galt sie nicht, sondern wurde nur belacht; daher war auch kein Handel in ausländischen und Luxusartikeln; kein Handelsschiff kam in lakedämonische Häfen, nicht einmal ein Sophist, ein bettelnder Wahrsager, Mädchenhändler, kein Verfertiger von Gold- und Silberwaaren — denn es gab ja da kein Geld!! So mußte der Luxus, da es ihm an Zünd- und Nährstoff fehlte, in Kürze von selbst ausgehen;

die Reichen hatten nun nichts mehr voraus, denn der Reichthum hatte keine Möglichkeit mehr sich zu zeigen, sondern mußte müßig zu Hause liegen; daher denn auch die alltäglichen unentbehrlichen Dinge wie Bettstellen, Stühle, Tische bei ihnen auf das vorzüglichste fabrizirt wurden und der „lakonische Kothon[90]), wie Kritias ihn nennt, war bei den Heeren am meisten in Ansehen, denn der ekelhafte Trunk, den man nur aus Noth nahm, wurde durch die Farbe desselben verdeckt und der einwärts gebogene Rand ließ den Trunk reiner zum Munde gelangen. Auch dies verursachte der Gesetzgeber, wie Plutarch bemerkt, denn da die Künstler von Unnützem abgehalten waren, zeigten sie ihre Kunstfertigkeit an den gewöhnlichen Dingen.

4. Um indeß der Ueppigkeit noch besser zuzusetzen und die Habsucht noch gründlicher auszurotten, erdachte er seine dritte und vortrefflichste Maßregel und führte sie durch, nämlich die gemeinschaftlichen Male. Sie aßen demgemäß zusammen und bedienten sich derselben vorgeschriebenen Speisen alle gemeinsam, durften aber nicht heimlich zu Hause speisen auf kostbaren Teppichen und Tischen und mit Hülfe von Köchen und Schlächtern sich wie gefräßige Thiere mästen, **mit den Sitten zugleich die Körper ruinirend, in Ausschweifung und Völlerei versinkend,** so daß sie langen Schlafes, warmer Bäder, vieler Ruhe und so zu sagen einer täglichen Krankenpflege bedürfen.

Dies war viel! Aber mehr bedeutete es, daß er den Reichthum unbeneidet, wie Theophrast sagt, und unreich zu machen verstand durch die Gemeinsamkeit und Einfachheit der Mahlzeiten. Denn für den ganzen kostbaren Apparat gab es nun keine Anwendung, keinen Genuß, nicht einmal das Ansehen und Zeigen, denn Arm und Reich ging ja nun an denselben Tisch zur Mahlzeit. Daher kam ja das Sprüchwort: In Sparta allein sei Plutos[91]) blind und wie ein Gemälde leblos und unbewegt. Man durfte nämlich nicht etwa zu Hause vorweg etwas genießen und dann zu dem gemeinsamen Mahle kommen. Die Uebrigen achteten darauf, wer nicht mit ihnen aß und trank und schalten einen solchen als Unmäßigen und Verächter der gemeinsamen Mahlzeit. Man nannte diese Mahlzeiten auch Phiditien, sei es, daß man d für l setzte und Philitien (Freundschaftsmahle) meinte, oder weil sie der Einfachheit und Sparsamkeit (Phido) dienten[92]). Sie kamen aber zu funfzehn zusammen oder einige mehr oder weniger: jeder Tischgenoß lieferte monatlich einen Medimnus Gerste, acht

Choen[93]) Wein, fünf Minen[94]) Käse, fünf halbe Minen Feigen und zur Zukost eine Kleinigkeit an Geld.

5. Natürlich nahmen nun an diesen einfachen schlichten Mahlen auch die Knaben Theil und hatten darin gleichsam eine Schule weiser Mäßigung, denn dort hörten sie politische Gespräche, sahen Freie als Lehrer,[95]) lernten spielen und scherzen ohne Possenreißerei und lernten Spaß verstehen; denn das war eine besondere Eigenthümlichkeit der Spartaner, daß sie Scherz ertragen konnten. Wer das aber nicht konnte, hatte das Recht, sich den Scherz zu verbitten, dann hörte der Scherzende sogleich auf. So viel über die spartanische Diät, die so einfach war, obwohl sie für das Volk gesetzlich bestimmt war. Die Männer dieses Staates aber waren, wie berichtet wird, männlicher, maßvoller und eifriger in allem Rechten als die an Seele und Leib geschädigten Bürger der andern Staaten: jene waren eben der Mäßigkeit, diese dem Luxus ergeben.

Gehn wir nun zu den andern Völkern über, bei denen Gerechtigkeit, Bildung und Frömmigkeit in Flor ist, so fällt in die Augen, wie sehr es ihnen zu Heil und Vortheil gereicht, wenn, obschon nicht für alle, doch wenigstens für einen Theil der Gesellschaft die Enthaltung vom Fleischessen Gesetz ist, namentlich für die Priester, die dem Cultus dienen und durch Opfern die Sünden des Volkes sühnen. Denn wie in den Mysterien der sogenannte Altarknabe für alle Geweiheten den heiligen Dienst besorgt und so den Gott versöhnt, so vermögen dasselbe die Priester für Staaten und Völker, indem sie in Stelle Aller die Opfer bringen und durch ihre Frömmigkeit die Gottheit bewegen, sie in ihren Schutz zu nehmen. Den Priestern war daher der Fleischgenuß ganz untersagt, oder wenigstens die Enthaltung von mancherlei Art desselben und zwar bei Griechen wie bei Nichtgriechen, wenn auch nicht bei allen in gleicher Art, so daß sie doch im Durchschnitt als Nichtfleischesser gelten können. Wenn nun aber diejenigen, die das Heil der Staaten zu vertreten haben,[96]) denen der Gottesdienst anvertraut ist, des Verzehrs der Thiere sich enthalten, wie kann jemand noch zu behaupten wagen, daß diese Enthaltsamkeit ohne Nutzen für die Völker sei?

6. Von den ägyptischen Priestern handelt der Stoiker Chaeremon[97]) und sagt, daß sie bei ihrem Volk als Philosophen galten und die Tempel sich zu ihren philosophischen Studien erwählten. Der Liebe zum göttlichen Studium schien es ihnen wahlverwandt, immer bei den Bildern der Götter zu weilen, denn dieser stete Gottesdienst

gab ihnen Sicherheit, und von allen wurden sie als Philosophen ebenso wie gewisse heilige Thiere verehrt und für heilig gehalten. Nur bei Festen und Volksfeiern hatte Verkehr zwischen ihnen und dem Volke statt, übrigens aber waren die Heiligthümer allen Anderen, so gut als nicht zugänglich, denn nur wer sich geheiligt und vieler Dinge sich enthalten hatte, durfte Zutritt nehmen, so bringt es das Tempelgesetz der Egypter mit sich! Sie lehnen alle andere Arbeit und Beschäftigungen der Menschen ab und widmen ihr ganzes Leben der Erforschung und Anschauung des Göttlichen: durch diese nemlich gewinnen sie Ehre, Schutz und Frömmigkeit; durch die Erforschung aber Wissenschaft, durch beides aber eine gewisse antike stille Sittenreinheit. Denn die stete Vertiefung und Versenkung in das Göttliche entzieht sie natürlich aller Habsucht, besänftigt die Leidenschaften und weckt das Leben zur Besonnenheit. Ebenso übten sie Sparsamkeit und Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit und nach allen Beziehungen Gerechtigkeit und Freiheit von allem genußsüchtigen Wesen. Ehrwürdig erschienen sie allerdings um so mehr, da sie nur wenig unter das Volk kamen. Denn in der sogenannten Reinigungszeit verkehrten sie kaum mit ihren nächsten Anverwandten und Ortsangehörigen und waren für sonst Niemand zu sehen, weil man sich der dazu unumgänglichen Heiligung nur schwer unterzog, Ungerechte aber zu den Tempeln und ihren heiligen Mysterien keinen Zutritt hatten. Zu aller anderen Zeit lebten sie einfach im Umgang mit ihres Gleichen, denn auch mit fremden Priestern hatten sie keinen Verkehr. Ferner sah man sie in der Nähe der Götter und ihrer Bilder, sie bald tragend, bald umherführend, bald hinstellend, immer mit Anstand und Würde; und das Alles war kein dumpfer Dünkel, sondern Zeichen einer gewissen natürlichen Vernünftigkeit. Ihre Würde zeigte sich auch in ihrer Haltung. Ihr Aufzug war maßvoll, ihr Blick bescheiden, freundlich und milde; Lachen war selten, kam es vor, so blieb es in den Grenzen des Lächelns; die Hände immer in der Gewandung[98]); jeder trug sein in die Augen fallendes Abzeichen der Klasse — denn deren gab es viele — zu der er gehörte; ihr Tisch war einfach und geringfügig; Wein tranken sie gar nicht, oder doch äußerst wenig, weil er Nervenleiden verursache, den Kopf schwer und ungeschickt zu productiver Arbeit mache und die Geschlechtslust errege. So waren sie auch in ihren übrigen Genüssen sehr vorsichtig. In der Heiligungszeit aßen sie kein Brod und außerhalb derselben nur mit Ysop, denn sie meinten, daß dieser des Brodes

Kraft wesentlich neutralisire; des Oels enthielten sich Alle meistentheils, die meisten aber immer; nur wenn sie grüne Kräuter genossen, nahmen sie ein klein wenig Oel dazu, um deren Reiz zu mildern.

7. Ferner war es nicht gestattet, Speisen und Getränke zu genießen, die außerhalb Egyptens ihren Ursprung hatten. Ein großer Theil des Handels mit Luxusdingen wurde dadurch ausgeschlossen. Der Fische in Egypten enthielten sie sich ebenfalls und von den vierfüßigen Thieren, der einhufigen und der vielspaltigen und nichtgehörnten, und der Vögel, so fern sie fleischfressende sind. **Viele enthielten sich überhaupt alles Thierverzehrs,** und in der Reinigungszeit thaten das Alle, und ließen dann auch das Ei nicht zu. Auch sonst hatten sie Sitten, die ihnen zum Theil verdacht wurden; so aßen sie von den Rindern, die Kuh nicht[99]) und von den männlichen Thieren, keine Zwillinge, keine gefleckte oder vielfarbige oder verkrüppelte oder gezähmte Exemplare die schon der Arbeit geweihet gewesen, ferner keine, den göttlich verehrten ähnlichen, keine die irgend einem Symbole glichen, keine einäugigen, keine menschenähnliche und tausend andere ausgenommen, gemäß der Kunst der Opferschächter und deren schriftlichen Gesetzen[100]). Auch über die Vögel haben sie ausführliche Vorschriften, z. B. die Turteltaube nicht zu essen. Denn der Falke, so sagen sie, läßt sie oft wieder los, indem er als Lohn der Begattung ihr die Freiheit schenkt! Damit sie nun nicht etwa eine solche treffen, verbieten sie nun den Genuß derselben überhaupt. Diese Kultusweisen waren gemeinsam, doch nach den Klassen der Priester verschieden und jeder Gottheit eigenthümlich: in Betreff der Reinigung aber stimmen sie alle überein. Die Zeit dazu nemlich, wenn sie besondere festliche Gebräuche zu vollziehen hatten, war genau bestimmt: einige zwei und vierzig Tage, andere mehr, andere weniger, doch niemals unter sieben. In dieser Zeit nun enthielten sie sich aller Genüsse von Beseeltem, aller Gemüse und Hülsenfrüchte, vor Allem aber vom geschlechtlichen Liebesgenuß mit Frauen, denn von der Knabenliebe hielten sie sich überhaupt fern. Dreimal aber badeten sie täglich kalt: nach dem Aufstehen, vor Tisch und vor Schlafengehen. Geschah es aber ja, daß man im Schlaf an Pollutionen litt, so reinigte man sich sofort durch ein Bad; auch sonst nahm man kalte Bäder, doch nicht so häufig; ihr Bett machten sie aus Palmblättern, die sie Baïs (Blätter) nannten; eine halbkreisförmige hölzerne wohl geglättete Unterlage bildete das Kopfkissen; im Dursten und Hungern aber und Genügen lassen an spärlicher Nahrung übten sie sich ihr Leben lang.

8. Ein Beweis ihres maßvollen Lebens ist, daß sie, obwohl sie Wanderungen und gymnastische Uebungen nicht hatten, dennoch ihr Leben vollbrachten ohne krank zu sein und immer bei ganz frischer Kraft. Sie übernahmen nemlich in ihrem Kultus Lasten und Arbeiten viel zu groß für gewöhnliche Kräfte. Sie theilten die Nacht in Sternbeobachtung und zuweilen in Tempeldienst, den Tag in Gottesdienst, indem sie drei bis vier mal, früh und nach Mittag, dem Sonnengotte, dem auf und nieder steigenden, ihre Lobgesänge darbrachten. Ihre übrige Zeit brauchten sie zu arithmetischen und geometrischen Studien, immer beschäftigt, immer spekulirend, immer aber von Erfahrungen ausgehend. In den Winternächten trieben sie dasselbe und legten sich besonders auf Philologie, denn sie hatten ja nicht nöthig für die Beschaffung materieller Dinge zu sorgen und von der bösen Despotie des Luxus waren sie frei. Unermüdliche, jede Ausdauer leicht ertragende Arbeitskraft war den Männern eigen und die Freiheit von Leidenschaften bewies ihre Selbstbeherrschung! Da sie nun vor fremden Erzeugnissen und Sitten sich sehr scheueten, hielten sie es auch für gottlos, Egypten zu verlassen, es sei denn, daß sie durch politische Missionen im königlichen Dienst dazu genöthigt waren; aber auch diesfalls hielten sie fest an den heimischen Sitten, und wenn sie auch nur geringer Uebertretungen sich schuldig machten, wurden sie ausgestoßen. Die wahre Wissenschaft wurde von den Propheten, Priestern, Schriftgelehrten und Astronomen kultivirt: aber auch die Menge der übrigen Kultusgehülfen, Götterträger, Götter- und Tempeldiener lebten in gleicher Art enthaltsam, wenn auch nicht mit gleich großer Genauigkeit und Selbstbeschränkung.[101]) Dies ist es, was über die Egypter von einem wahrheitliebenden und scharfblickenden Manne berichtet wird, der unter den Stoikern zu den unterrichtetsten Denkern gehört.

9. In Kraft nun solcher Reinheit und Frömmigkeit erkannten sie, daß die Gottheit sich nicht bloß im Menschen offenbart und daß die Seele auf Erden nicht bloß im Menschen Wohnung nimmt, sondern daß sie durch alle Thiere hindurchgeht. Zur Darstellung der Götter nahmen sie daher jedes Thier, mischten auch Thier- und Menschengestalten, Vögel- und Menschengestalten. Bald nemlich ist solch Götterbild menschengestaltig bis an den Hals, hat aber das Antlitz eines Vogels, eines Löwen oder sonst eines Thiers erhalten, bald ist umgekehrt ein menschlicher Kopf mit Thierleibern soll man sagen verschmolzen oder verbunden? Damit zeigen sie, daß nach der Götter

Willen diese Gestalten gemeinschaftliche, und zahme wie wilde Thiere uns nicht ohne göttliche Bestimmung verwandt sind. Daher wird auch der Löwe wie ein Gott verehrt und ein gewisser Distrikt oder sogenannter Nomos Egyptens wird Löwenheim zubenannt, ein anderer Rinderheim, ein anderer Wolfsheim, indem sie unter den gleichnamigen Thieren die Allmacht Gottes verehrten[103]). Wasser und Feuer aber verehrten sie unter den Elementen am höchsten, weil sie die für uns Heilsamsten seien und zeigten das in ihren Festen, wie sie denn heute noch bei der feierlichen Oeffnung des Serapisstroms den Feuer- und Wasserkultus[104]) anwenden, indem der vorsingende Priester Wasser ausgießt und Feuer leuchten läßt und auf der Schwelle stehend in altegyptischer Landessprache den Gott anruft! Sie verehrten das Alles, weil es Gottes voll, das aber am meisten, was ihnen am gott — vollsten erschien. Demnächst aber verehrten sie die lebenden Wesen, denn auch den Menschen beteten sie an z. B. in Anubis, wo man ihm auch opferte und ihm auf Altären Opferthiere verbrannte! Dieser aber aß dann, was man ihm, dem Menschen, feierlich geweihet hatte! Wie man nun aber der Menschen sich enthält, so auch der anderen lebenden Wesen! Durch ihre hohe Weisheit und ihren Umgang mit der Gottheit wußten sie übrigens, welchen Göttern manche Thiere lieber waren, als die Menschen, z. B. der Falke dem Helios, denn er sei ganz Blut und Geist, er habe Sympathie mit den Menschen, klage über dessen Leichname, wenn er frei da liege, und häufele Erde auf seine Augen, — denn in diese, glaubte man, habe sich Sonnenfeuer niedergelassen. Man bemerkte, daß er viele Jahre lebt; nach seinem Tode aber soll er weissagende Kraft besitzen, soll vom Körper befreit, die höchste Vernunft und Prophetie entwickeln, Götterbilder schaffen und Tempel bewegen können.

Den Kantharidenkäfer wird ein Unerfahrener, der die göttlichen Dinge nicht kennt, leicht verabscheuen; die Egypter aber verehrten ihn als lebendes Bild des Sonnengottes. Dieser Käfer nemlich, der nur männlichen Geschlechts ist, legt seinen Samen in den Staub, bildet Kugeln daraus und drehet sie mit den Hinterfüßen, wie der Sonnengott die Himmelskugel, und hält dabei die Mondperiode inne. Aehnliche Vorstellungen haben sie vom Widder, vom Krokodil, vom Geier, vom Ibis und überhaupt von allen Thieren, so daß sie eben aus Weisheit und übergroßer Frömmigkeit, zur Verehrung auch der Thierwelt kamen. Der Unkundige aber sieht nicht einmal, daß sie nicht von gemeiner Unwissenheit erfüllt waren, obwohl auch sie durch

Irrthümer hindurch gingen, sondern den Unverstand der Menge hinter sich lassend, in der anfangs jeder mitwandelt, lernten sie gerade das verehren, was der Menge nichts werth zu sein scheint.

10. Nicht minder als das Ebengesagte, bewog sie zur Verehrung der Thiere aber auch Folgendes. Sie meinten nemlich, daß jede Thierseele, wenn sie vom Körper befreiet sei, ebenso vernünftig sei, ebenso Künftiges vorhersehen und vorhersagen, und Alles thun könne, was der Mensch vermöge, wenn er frei von des Leibes Fesseln geworden sei. Dies ehrten sie in den Thieren und deshalb enthalten sie sich des Verzehrs derselben, so viel als möglich. Es würde zu weitführen und eines größeren besondern Werkes bedürfen, wollte ich darstellen, aus welchen Ursachen die Egypter die Götter in den Thiergestalten verehrt haben[105]: das Bisherige möge hier genügen. Nur Eines noch darf man nicht übersehen. Wenn sie nemlich die Leichname vornehmer Verstorbenen einbalsamiren, so nehmen sie die innern Theile besonders und setzen sie in einer Kiste bei, und wenn sie vollbracht, was sonst mit dem Todten zu geschehen hat, so nehmen sie auch diese Kiste und zeigen sie feierlich dem Sonnengotte und einer der Einbalsamirer hielt dann über den Todten ein Gebet. Dieses lautet nach der Uebersetzung des Euphantos so: „Helios, o Herr, und alle Götter, die Ihr den Menschen Leben gebt, nehmet mich auf und lasset mich wohnen bei den unsichtbaren Göttern! Denn ich habe die Götter, deren Anbetung die Eltern mich gelehrt, immer fromm verehret, so lange ich in ihrem Reiche lebte, und habe die, so meinen Leib erzeugten, immer in Ehren gehalten; von den andern Menschen habe ich keinen getödtet, noch sie um anvertrautes Gut betrogen, noch sonst etwas Böses gethan. Habe ich in meinem Leben irgend etwas gefehlt in unerlaubter Speise und Trank, so bin ich nicht schuldig, sondern dieses da" — wobei man dann die Kiste mit den Eingeweiden hinhielt! Mit diesen Worten aber, schüttete man sie in den Strom aus, den übrigen Leichnam aber, der für rein galt, balsamirte man ein. So hielten sie also vor der Gottheit eine Rechtfertigung nöthig wegen dessen, was sie gegessen und getrunken und deshalb sonst gesündigt hatten.

11. Unter den bekannten Völkern sind es ferner die Juden, welche sich, bevor ihre Gesetzgebung erst vom Antiochus, dann von den Römern verdorben wurde, (indem diese den Tempel zu Jerusalem eroberten und Allen, denen er bisher unzugänglich war, eröffneten und die Stadt zerstörten,) — sehr vieler Thiere vorschriftsmäßig enthielten, insbesondere jetzt noch der Schweine. Es gab bei ihnen drei

religionsphilosophische Parteien; die Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche letzteren die frömmsten zu sein scheinen. Diese nemlich haben ihr bürgerliches Leben so geordnet, wie Josephus in seinen Geschichtswerken öfter bekundet, und zwar im zweiten Buche seiner „Jüdischen Geschichte", die er in sieben Büchern verfaßt hat und im achtzehnten Buche seiner „Archäologie", die in zwanzig Büchern besteht und auch im zweiten Buche „gegen die Griechen", deren überhaupt nur zweie sind. Hiernach gehören die Essäer zum Stamm der Juden, sind aber von größerer gegenseitiger Menschenliebe als die Uebrigen; sie wenden sich von der Wohllust wie von Verbrechen ab, die Selbstbeherrschung aber, die Kraft den Leidenschaften nicht zu erliegen, erachten sie als Tugend. Die Ehe verschmähen sie, aber sie nehmen fremde Kinder, die noch für's Lernen empfänglich sind, an, halten sie wie eigene Kinder und unterrichten sie fleißig in ihren Sitten. Sie meinen nicht, daß die Ehe und somit die Fortpflanzung aufzuheben sei, sie hüten sich nur vor Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlecht. Verächter des Reichthums halten sie wunderbare Gütergemeinschaft und ist unter ihnen keiner zu finden, der reicher als die andern wäre. Denn es ist ein Gesetz, wer zu ihnen treten will, muß seine Habe zum Gemeingut machen, so daß unter ihnen weder die Dürftigkeit der Armuth noch der Ueberschuß des Reichthums findbar ist, sondern daß durch die Mischung allen Privateigenthums nur Ein Gemeingut entsteht, an welchem Alle wie Brüder Theil haben. Oel halten sie für verunreinigend, und wäre Jemand wider Willen voll Oel geworden, so reinigte er seinen Körper sorgfältig. Staubig sein galt nicht für unschön, wenn man nur immer weiße Kleider trug[106]). Die Verwalter des Gemeingutes wurden von Allen einzeln durch Handaufheben gewählt. Sie wohnen nicht in einer Stadt beisammen, sondern in jeder wohnen Viele von ihnen. Für Genossen, die aus der Fremde kommen, steht Alles offen, und wer sie zuerst sieht, führt sie ein, wie zu Verwandten; wenn sie auf Reisen gehen, brauchen sie also der Nahrung halber nichts mitzunehmen. Kleider und Schuh wechseln sie nicht eher, bis sie ganz zerrissen oder mit der Zeit aufgetragen sind[107]). Sie kaufen und verkaufen auch nicht, sondern sie tauschen aus, je nach Besitz und Bedürfniß, ja auch ohne Gegenleistung ist es erlaubt anzunehmen, was man wünscht!

12. Gegen die Gottheit haben sie eigenthümliche Verehrung. Vor Aufgang der Sonne sprechen sie nichts Weltliches, sondern nur gewisse herkömmliche Gebete an sie, als ob sie dieselbe bitten wollten aufzugehen. Dann wird ein jeder durch die Vorsteher zu seinem

Beruf, den er erlernt hat, entlassen. Nachdem sie bis zur fünften Stunde hintereinander gearbeitet haben, kommen sie wieder Alle an einem Punkte zusammen. Mit leinenen Tüchern umgürtet, baden sie den Leib mit kaltem Wasser. Nach diesem heiligen Bade begeben sie sich zusammen in ihr eigenes Haus, wohin ihnen kein Andersgläubiger folgen darf, und rein, wie sie nun sind, gehen sie in den Speisesaal wie in ein Heiligthum. Haben sie nun Alle schweigend Platz genommen, so legt der Bäcker der Reihe nach Brode vor, und der Koch ein Gefäß mit einerlei Speise einem jeden. Zuvor aber verrichtet der Priester nun ein Gebet, denn die Speise ist rein und heilig, und vor dem Gebet darf Niemand die Speise berühren. Nach Tisch ist wieder Gebet, denn zu Anfang wie zum Ende preisen sie Gott. Dann legen sie ihre gleichsam heiligen Gewänder ab und kehren wieder zu ihrer Arbeit zurück bis zum Abend. Dann kehren sie ebenso zu Tisch heim und finden sich Gäste ein, so nehmen diese am Mahle Theil. Niemals beflecken sie ihr Haus mit Lärm und Geschrei, und ihre Unterhaltung ist so völliges Wechselgespräch, daß denen, die draußen sind, drinnen das Schweigen wie ein bedenkliches Geheimniß vorkommt. Von diesem Allem liegt die Ursache in der steten Nüchternheit, denn sie nehmen Speise und Trank stets nur bis zu mäßiger Sättigung. Wer zu ihnen treten will, kann dies nicht sofort, sondern er muß noch ein Jahr draußen bleiben, dieselbe Diät halten, und bekommt ein Beil, einen Gurt und ein weißes Kleid. Hat er diese Zeit hindurch die Probe der Enthaltsamkeit gegeben, treten sie in die strengste Diät ein und nehmen Theil an dem heiligsten Wasser, wird aber zum gemeinsamen Leben noch immer nicht zugelassen. Wenn er aber diese Selbstbeherrschung noch zwei weitere Jahre bewährt hat, wird seine Sittlichkeit geprüft, und wird er dann würdig befunden, so tritt er in den Bund ein.

13. Bevor er indessen am gemeinsamen Mahle Theil nimmt, schwört er mit einem furchtbaren Eide erstens: Frömmigkeit vor Gott; zweitens: Gerechtigkeit zu beobachten gegen die Menschen, Niemandem wehe zu thun, weder freiwillig noch auf Befehl, die Ungerechten zu hassen, für die Gerechten aber Partei zu nehmen, Allen Wort zu halten, besonders den Oberen, denn ohne Gott gelange Niemand zur Herrschaft; gelange er aber selbst dazu Herr zu sein, niemals ob seiner Gewalt übermüthig zu werden, nicht durch Kleidung oder sonstigen Schmuck die Untergebenen zu überglänzen, die Wahrheit immer zu lieben, vor den Lügnern auf der Hut zu sein, die Hände vom Diebstahl und die Seele vom ungerechtem Gewinn rein zu halten, nichts

zu verheimlichen vor den Genossen und den Fremden nichts zu verrathen, selbst wenn ihm auf Gefahr seines Lebens Gewalt geschähe. Außerdem schwört er noch, die Lehren nicht anders, als er sie selbst empfangen hat, weiter zu geben, sich der Räuberei zu enthalten, die Schriften des Bundes zu bewahren wie die Namen der Engel! Das waren ihre Eide! Wer sie brach, wurde ausgestoßen und ging in bösen Geschicken unter, denn durch ihre Eide gebunden können sie von der Speise der Anderen nicht genießen und blos Kräuter essend zerstören sie ihren Körper durch Hunger und kommen um[180]). Daher nehmen sie denn viele in ihrer höchsten Noth aus Erbarmen wieder auf, indem sie meinen, daß jene durch die mit dem Tode drohende Folter hinreichend für ihre Sünde gebüßt haben. Die Eintretenden erhalten eine Schaufel, denn sie gehen nicht anders zu Stuhl, als so, daß sie eine fußtiefe Grube graben und sich mit dem Gewande bedecken, um nicht der Gottheit Glanz zu beleidigen. So einfach und geringfügig ist aber ihre Nahrung, daß sie am Sabbath, den sie ganz in Ruhe und Lobgesängen zu Ehren der Gottheit hinbringen, gar keiner Entleerungen bedürfen. Durch diese Enthaltsamkeit haben sie es zu einer solchen Selbstbeherrschung gebracht, daß sie gequält, gefoltert, gebrannt und alle Martern erduldend lieber Alles aushalten, als daß sie ihrem Gesetzgeber fluchten oder Verbotenes äßen. Das haben sie besonders in dem Kriege gegen die Römer bezeugt, denn sie konnten ihren Kreuzigern weder schmeicheln noch Thränen vergießen, sie lächelten zu ihren Schmerzen, sie ironisirten ihre Peiniger und hauchten heiter ihre Seelen aus, um sie alsbald wieder zu empfangen. Denn der Glaube steht bei ihnen fest, daß die Körper zerstörbar sind und ihre Stoffe vergänglich, daß aber die Seelen unsterblich sind und ewig dauern und aus leichtem Aether gewoben auf natürliche Weise herabgezogen und mit dem Körper verbunden sind; aus den leiblichen Fesseln aber erlöst seien sie, wie nach aufgehobener langer Gefangenschaft, fröhlich und zögen himmelwärts. Durch diese Enthaltsamkeit und auf Wahrheit und Frömmigkeit gerichtete Selbstbeherrschung sind denn viele unter ihnen im Stande Künftiges vorauszusehen, sind in den heiligen Schriften und Gebräuchen und in den Prophezeiungen sehr bewandert, und selten ist's, daß sie in ihren Weissagungen einmal fehl gehen. — So viel über die Lebensordnung der jüdischen Essäer!

14. Uebrigens war aber Allen verboten, vom Schweine zu essen, von unbeschuppten Fischen, welche bei den Griechen Seláchien[109]) heißen und von Einhufern. Auch war ihnen verboten, Thiere zu tödten, die gleichsam bittend ihre Zuflucht in die Häuser nehmen, geschweige

denn, diese zu verzehren. Ebenso gestattete der Gesetzgeber nicht, die Alten mit den Jungen zu tödten, auch fürchtete er nicht, daß für die Menschen Hungersnoth entstände, wenn die Zahl der Thierarten, die man nicht tödten darf, zunähme, denn er wußte sehr wohl, daß unter den Thieren die viel gebärenden kurzlebig sind, daß sehr viele umkommen, wenn sie nicht menschliche Hülfe erfahren, und daß es endlich auch andere Thiere giebt, welche dem Ueberhandnehmen einer Art Widerstand leisten. So enthalten wir uns z. B. der Eidechsen, Würmer, Fliegen, Schlangen, Hunde und doch ist nicht zu fürchten, daß sie sich deshalb so vermehrten, daß wir verhungern müßten. Dann aber ist zu bemerken, daß Tödten und Essen ja zweierlei ist, und darum, wenn wir auch viele Thiere tödten müßten, werden wir deshalb noch keines zu verzehren haben.

15. Auch die Syrer haben, wie die Geschichte meldet, sich von Alters her des Thieressens enthalten und sie deshalb auch den Göttern nicht geopfert. Erst später hätten sie dergleichen zur Abwendung von Unglück geopfert, niemals aber hätten sie das Fleischessen zugelassen.

Erst nachmals — wie Neanthes von Zyzikus und Asklepiades von Kypros versichern — zur Zeit, als Pygmalion, der Phönizier, König von Kypros war — habe diese Opferausnahme zur Sarkophagie geführt. Asklepiades nemlich in seinem Buche über Kypros und Phönizien sagt: „Anfangs opferte man den Göttern kein lebendes Wesen, sondern man hatte darüber nicht einmal ein Gesetz, das natürliche Gesetz hinderte von selbst daran! Später aber, sagt man, wurde das erste Opferthier dargebracht, da man Seele um Seele verlangte. Damals sei das Opfer noch ganz verbrannt worden. Später sei von dem brennenden Fleische ein Theil zur Erde gefallen, der Priester habe das schnell aufgehoben, die gebrannten Finger unwillkürlich schnell zum Munde geführt, um sie zu heilen; so aber vom Gebratenen kostend habe ihn eine Leidenschaft erfaßt; er habe sich nicht enthalten können, sondern auch seiner Frau davon gegeben. Als Pygmalion davon gehört, habe er ihn und sein Weib vom Felsen stürzen lassen und das Priesteramt einem Anderen gegeben, der aber nach nicht langer Zeit ein gleiches Opfer gebracht und, weil er auch davon genossen, zu gleicher Todesstrafe verurtheilt worden. Seitdem habe aber die Sache um sich gegriffen, die Leute hätten vom Opfer genossen und in ihrer Leidenschaft sich nicht enthalten können, vom Fleische zu essen, so daß man endlich davon abgestanden sei, sie zu

bestrafen. Die Enthaltung aber vom Essen der Fische habe bis zu der Zeit des Komikers Menander[110]) bestanden, denn dieser sagt:

„— — — als Beispiel nimm die Syrer an.
Wenn vom Gelüst getrieben sie vom Fisch
Genossen, schwellen sie an Leib und Fuß
Und sitzen dann in Sack und Asch' am Weg
Im Schmutz und zu versöhnen wähnen sie
Die Göttin so durch Selbsterniedrigung!"

16. Bei den Persern heißen die Weisen und Priester Magier: das bedeutet nemlich in ihrer Sprache dieses Wort. Es ist dies aber bei den Persern ein höchst angesehener Stand, so daß Darius, des Hystaspes Sohn, auf seinem Denkmale zu der übrigen Inschrift den Beisatz machte: „Lehrer der Magier". Sie zerfallen aber, wie Eubulos, der eine Geschichte des Mithras in vielen Büchern schrieb, erzählt, — in drei Klassen. Die Ersten von ihnen und die gelehrtesten essen kein Fleisch und tödten kein Thier, sondern beharren in der alten Entsagung vom Thieressen. Die Zweiten thun es zwar, aber sie tödten kein zahmes Thier. Die Dritten legen wie die Anderen Hand an Alles. Es ist nämlich bei den Ersteren durchgängiger Glaubenssatz, daß es eine Seelenwanderung giebt, wie auch in den Mythrasmysterien gezeigt wird, denn sie pflegen unsere Verwandtschaft mit den Thieren dadurch anzudeuten, daß sie uns durch Thiere bezeichnen; so nennen sie bei den Orgien die Eingeweiheten Löwen, die Frauen derselben Löwinnen, die Diener aber Raben. Früher nannte man sie Adler und Falken, denn wer eingeweihet wurde, nahm die Maske irgend eines Thieres an. Den Grund davon giebt Pallas in seinem Werke über den Mithras dahin an, daß es sich auf den Zodiakus[111]) beziehe, in Wirklichkeit aber auf geheime Eigenschaften der menschlichen Seelen, die von verschiedenen Körpern umgeben werden können. Sogar die Latiner in ihrer Sprache nennen Einige Eber, Skorpion, Bär, Amsel; ja sogar die schaffenden Götter bezeichnen sie so: Artemis die Wölfin; Helios der Saurier, der Löwe, der Drache, der Falke; Hekate das Pferd, der Stier, die Löwin, der Hund; der Name der Pherephatta (Proserpina) aber kommt, wie die meisten Theologen sagen, vom Pherbophatta (Taubennährerin) her, denn die Waldtaube war ihr heilig. Daher die Priester der Maja dieser die Tauben weihen: die Maja aber ist, wie bekannt, die Proserpina, denn Maja heißt Ernährerin; als indische Gottheit ist sie mit der Demeter identisch, der man den Hahn weihete. Daher enthielten sich die Geweiheten dieser Gottheiten aller der Vögel,

die diesen Göttern heilig waren. Auch in den Eleusinien enthielt man sich des Genusses des Hausgeflügels, der Fische, der Bohnen, der Granate und der Aepfel; ebenso macht unrein der Beischlaf und das Berühren von Kadavern. Wer die Natur der Geistererscheinungen kennt, der weiß, weshalb man sich aller Vögel enthalten muß, zumal, wenn man strebt, von der Erde weggenommen und zu den himmlischen Göttern versetzt zu werden. Aber die Sünde, wie wir schon öfter gesagt, ist gar zu geneigt, sich selbst zu entschuldigen, zumal wenn sie vor Unwissenden redet. Daher kommt es, daß die mäßig Bösen unsere Forderungen für Albernheiten, für „Weibergewäsch" oder für Aberglauben erklären; die in der Sünde schon Vorgeschrittenen aber sind bereit, diejenigen, die unsere Lehren aufstellen und befolgen, nicht nur zu beschimpfen, sondern als anmaßende Heuchler zu verleumden. Aber solche Menschen büßen vor den Göttern und vor den Menschen, an denen sie sich versündigen, vor allem mit eben dieser ihrer Gesinnung, die ihre genügende Strafe ist. Wir aber, wenn wir noch eines fremden, aber berühmten und gottesfürchtigen Volkes gedacht haben werden, wollen dann zum Schlusse kommen.

17. Bei den Indiern nämlich, wo Land und Volk sehr vielgestaltig ist, giebt es einen Stand der Theosophen oder Gott-Weisen, welche bei den Griechen Gymnosophisten genannt zu werden pflegen. Sie zerfallen wieder in zwei Klassen: Brahmanen und Samanäer. Die Brahmanen sind dies durch Abstammung und vererben mit derselben Priesterherrschaft dieselbe Gotteslehre; die Samanäer aber sind dies durch Wahl und bestehen aus solchen, die freiwillig das Studium der göttlichen Dinge wählen. Wie nun Barbesanes[112]) der Babylonier, der zu unserer Väter Zeit mit Indiern verkehrte, welche mit den Danbamis zum Cäsar gesandt waren, in seinen Werken schreibt, verhält es sich mit ihnen wie folgt.

Alle Brahmanen gehören zu Einem Stamme. Von Einem Vater und Einer Mutter stammen sie alle her. Nicht so die Samanäer, sondern diese sind, wie schon bemerkt, aus allen Stämmen Indiens züsammengesetzt. Der Brahmane herrscht nicht, dient aber auch keinem Anderen. Ihre Philosophen wohnen theils im Gebirge, theils am Ganges; jene leben von Baumfrüchten und Kuhmilch, die man mit Kräutern gerinnen macht, diese von Baumfrüchten, die am Strome trefflich gedeihen, denn die Erde bringt da fast ununterbrochen neue Früchte

hervor, auch Reis die Menge und von selber wachsend, was sie auch zu genießen pflegen, wenn es einmal am Obst gebricht. Andere Dinge aber genießen, oder gar thierische Speise auch nur berühren, gilt bei ihnen als äußerste Unreinheit und Gottlosigkeit. So ist es ihr Glaube, und in der frommen Verehrung der Gottheit zeigen sie viel Eifer. Sie singen und beten zu den Göttern die meiste Zeit bei Tag und Nacht, doch hat Jeder seine eigene Hütte und ist, so viel möglich für sich allein. Denn die Brahmanen ertragen es nicht, viel in Gesellschaft zu sein und viel zu sprechen; trifft sich das aber zufällig, so ziehen sie sich auf viele Tage zurück und sprechen gar nicht und häufig fasten sie auch.

Die Samanäer aber sind, wie gesagt, was sie sind, durch Wahl geworden. Will nämlich Jemand in den Orden eingeschrieben sein, so geht er zu der Obrigkeit der Stadt oder des Dorfes, wo er lebt, entäußert sich all' seines Besitzes und seiner sonstigen Habe, rasirt alles Ueberflüssige von seinem Körper weg, nimmt die Stola[113]) und geht zu den Samanäern, ohne Rücksicht auf Weib und Kinder, wenn er deren hat, ganz als ob sie ihn gar nichts angingen. Für die Kinder sorgt dann der König, daß sie das Nothwendige haben, für die Frau sorgen die Verwandten. Die Lebensweise aber der Samanäer ist folgende. Sie halten sich außerhalb der Stadt auf und bringen den ganzen Tag mit göttlichen Dingen zu, haben Häuser und Heiligthümer, die der König bauet, mit Haushaltern, die ebenfalls vom Könige ein Bestimmtes zum Unterhalt der Eintretenden erhalten. Ihr Tisch besteht aus Reis, Brod, Früchten und Gemüse. Sind sie in das Haus eingetreten, so entfernen sich auf ein Glockenzeichen die Nicht-Samanäer, sie aber beten. Nach dem Gebet wird wieder geschellt und die Diener geben jedem eine Schale (zwei essen nie aus derselben Schüssel) und traktiren sie mit Reis. Wünscht Jemand Abwechselung, so erhält er Gemüse oder etwas Obst. Nach kurzer Mahlzeit kehren sie an ihre vorigen Beschäftigungen zurück Alle sind unverheirathet und eigenthumslos, aber sie sowohl, wie auch die Brahmanen genießen bei Allen eine solche Achtung, daß selbst der König zu ihnen kommt und sie bittet, zu beten und mitzuberathen, was zu thun ist, wenn Unheil das Land betroffen hat.

18. Zum Tode verhalten sie sich so, daß sie ihre Lebenszeit gleichsam als einen natur-nothwendigen Dienst betrachten, den sie wider ihren Willen aushalten, aber sich beeilen, ihre Seelen von den Körpern zu trennen. Oft auch, wenn sie sehen, daß sie sich wohl befinden und keinerlei Uebel sie drückt oder dies eben vorüber ist, gehen sie freiwillig

aus dem Leben, aber indem sie es den Anderen vorher ankündigen. Niemand hindert sie daran, sondern Alle preisen sie selig und binden ihnen Aufträge an verstorbene Anverwandte auf die Seele: so sicher und dauernd glaubten sie, sei das Miteinanderleben der Seelen nach dem Tode! Wenn sie nun diese Aufträge empfangen haben, so übergeben sie ihre Körper dem Feuer, und um die Seelen als vollkommen reine vom Körper zu trennen, sterben sie singend. Ruhiger entsenden ihre liebsten Freunde sie so zum Tode als andere Menschen sonst ihre Genossen auf weite Reisen; ja sie weinen über sich selbst, daß sie im Leben zurückbleiben, jene aber preisen sie selig, weil sie das Loos der Unsterblichkeit empfangen hätten, und weder unter ihnen noch unter den oben Genannten tritt irgend ein Philosoph auf, wie es deren bei den Griechen giebt, der Widerspruch erhübe und etwa sagte: wenn wir Alle Eurem Beispiele folgten, was soll daraus werden? Ihretwegen ist freilich die menschliche Gesellschaft nicht untergegangen, denn nicht Alle ahmten diese nach. Die es aber thaten, sind für die Völker mehr Urheber der Sittlichkeit geworden als des Umsturzes. Kein Gesetz zwang sie ja zu dieser Lebensweise, sondern es war den anderen Allen gestattet, Fleisch zu essen; sie waren also frei, autonom, und galten nur für besser, als das Gesetz, und nicht sie waren nach sittlichen Begriffen als Schirmer des Unrechts angesehen, sondern die anderen. Auf die Frage aber, was denn daraus werden solle, wenn Alle so leben wollten, ist jener Ausspruch des Pythagoras anzuwenden: „Wenn nun Alle Könige würden, so wäre, sagte er, das Leben nicht möglich, und doch brauchen wir deshalb das Königthum nicht zu meiden: eben so ist, wenn Alle sittlich vollkommen wären, in der Staatskunst keine besondere Bürgertugend mehr zu finden, aber Niemand wird so unsinnig sein, deshalb zu behaupten, es sei nicht Aller Pflicht, danach zu streben, vollkommen zu werden.“ Läßt doch das Gesetz dem gemeinen Manne gar Vieles zu, was es dem tüchtigen Beamten, geschweige denn dem Philosophen nicht gestattet. Denn nicht aus jedem Berufe konnte man in die Verwaltung eintreten und doch ließ das Gesetz zu, jene Berufe zu treiben, denn es schloß die Leute schmutzigen Gewerbes überall von Vorsteherämtern aus, wo es auf Gerechtigkeit und sonstige Bürgertugend ankommt. So untersagt es z. B. nicht, daß der gewöhnliche Mann mit den Hetären Umgang habe, bestimmt sogar ihren Lohn, und doch setzt es den Umgang mit Hetären als etwas für jeden anständigen Mann Schimpfliches und Entehrendes voraus. So

war das Leben in Weinschenken nicht verboten und doch schimpflich für anständige Leute. Aehnlich verhielt es sich, wie es scheint, mit der Diät. Was Allen erlaubt war, ziemte sich nicht auch für die Besten. Denn der Weise macht sich selbst zum Gesetz, was die Götter und diejenigen Menschen, die den Göttern gehorsam sind, bestimmt haben. Bei allen Völkern und Staaten finden sich heilige Gesetze, welche Keuschheit fordern und das Verzehren der Thiere für die Priester ganz, zum Theil selbst für das Volk untersagten, sei es nun aus Frömmigkeit oder aus Gesundheitsrücksicht, da diese Speise krank macht. Daher muß man, sei es den Priestern, sei es allen Gesetzgebern, folgen: in beiden Fällen muß dies Alles lassen, wer sittlich und religiös sein will. Wenn es religiös ist, sich mancher Dinge zu enthalten, so wird der vollkommen Religiöse auch vollkommen enthaltsam sein.

19. Fast hätte ich versäumt an Euripides[114]) zu erinnern, der die Propheten des kretensischen Zeus als solche, die des Thieressens sich enthalten, mit folgenden Worten schildert. Es spricht der Chor zum Minos:

„O Kind von Tyrus, Phöniziens Sproß,
O Sohn Europas und des großen
Zeus, o König Du
Des hundertstädtigen Kreta!
Vom hochheiligen Tempel komm ich,
Aus unserer Eichen axtbehauenem Schirmdach,
Gekrönt mit dem wohlgestützten
Quergebälk der Cypressen!
Seit ich des Idäischen Zeus Priester bin,
Führ' ein heiliges Leben ich
Ohn' Orgien des nachtschwärmenden
Zagreus[115]), ohne lebend Fleisch zu verschlingen,
Ohne Fackelschwingen für der Berge
Mutter, und seit ich
Heilger Schirmer
Der Kureten heiße!
Aber in rein weißen Gewändern
Flieh' ich die Zeugung Sterblicher,
Rühre kein Grab an und hüte mich streng
Von lebenden Wesen je Etwas zu genießen."

20. Reinheit nämlich und Unvermischtheit gilt diesen heiligen Männern für gleichbedeutend, ebenso wie Vermischung und Unreinheit. Fruchtspeise, weil sie nicht vom Todten kommt, noch auch beseelt ist, sehen sie als die natürliche an und meinen, daß diese von der Natur dargebotenen Nährmittel nicht unrein machen; das Tödten der Thiere aber, weil sie Gefühl haben, und das Morden der Thierseelen halten sie für entweihende Sünde, und zwar um so mehr, weil der empfindende aber seines Gefühls beraubte todte Körper (durch den Genuß) gemischt wird mit dem fühlenden Körper des Lebenden; daher die Reinheit überhaupt im Abthun und Vermeiden des Vielerlei und Entgegengesetzten, dagegen im Ergreifen und einfachen Festhalten des Verwandten und Naturgemäßen besteht. Daher entweihet der geschlechtliche Umgang, denn er ist die Mischung von Mann und Weib, und diese macht die Seele unrein, im Fall der Empfängniß eben durch diese Gemeinschaft, im andern Fall durch den Tod des gepflanzten Keimes. Doppelt entweihet aber der geschlechtliche Verkehr von Mann und Mann, denn er macht dem Tode tributär und ist wider die Natur. Ueberhaupt aber entweihet die Geschlechtluft jeder Art, weil sie Seele und Körper mischt und jene zur bloßen Wollust herabzieht, und weil die Leidenschaften der Seele durch ihre Verflechtung mit dem Bewußtlosen die innerste Männlichkeit weibisch machen. Und „Befleckung“ und „Schändung“ sind ja auch Ausdrücke, die eine Mischung von Entgegengesetztem andeuten, zumal wenn sie schwer sichtbar sind, daher man ja auch alle Mischungen, wo ein Stoff mit einem andern vermengt wird, „Mixturen“ nennt —

„Wie wenn die Mäonierin zum Elfenbein füget den Purpur“[116]). Ebenso nennen die Maler Mischungen nur Mischmasch und der Sprachgebrauch nennt alles Ungemischte rein, unverdorben, lauter, einfach. Wasser mit Erde gemischt ist verdorben und lumig, aber das quellende und fließende stößt die sich entgegensetzende Erde von sich, wenn es, wie Hesiod sagt:

„Strömt aus dem ewigen Quell in immer klarer Reinheit“[117]), das giebt gesunden Trunk, denn es ist rein und unvermischt! So heißt ein Weib, solang sie keusch ist, reine Jungfrau. Die Unreinheit, die Befleckung ist also die Mischung mit seinem Gegensatz. Die Einführung des Todten in das Lebende, des Empfindenden in das Bewußte, des todten Fleisches in lebendiges bringt daher natürlich Unreinheit und Verderbniß für uns mit sich wie denn auch die Seele durch ihre Einkörperung unrein wird. Ebenso ist der Neugeborne unrein, weil Seel und Leib sich mischt, und der Todte ist es, weil er

einen todten von sich nun verschiedenen Leib zurückläßt. Unrein wird die Seele ferner durch Zorn, Leidenschaft und die Menge der Begierden, deren Mitursach die Diät ist. Denn wie der Felsenquell reiner ist als der Sumpfquell, weil er nicht viel Lösliches mit sich führt, so ist auch eine Seele, die im hagern statt in einem mit den Säften fremden Fleisches gedüngten Körper wohnt, besser und reiner und zur Erkenntniß aufgelegter, gleichwie die Bienen ihren besten Honig aus dem dürren und scharfen Thymian holen sollen. Unrein also wird der Gedanke oder vielmehr der Denkende, wenn Verstand und Phantasie sich mischen und eine Kraft in die andere fließt. Die reine Trennung beider aber und ihre Reinheit besteht in ihrer Auseinanderhaltung und in der Nahrung, die jedes in seiner Art conservirt. Ebenso kann man sagen, ist die Nahrung des Steins Ursache seines Zusammenhaltens und dauernden Bestehens, bei der Pflanze Ursach des Wachsthums und der Befruchtung und im lebenden Körper erhält sie dessen Bestehen. Aber ein Anderes ist Ernähren und ein Anderes ist Mästen, ein Anderes ist das Nothwendigste gewähren und ein Anderes ist Luxus treiben. Ebenso sind die Nährmittel verschieden je nach der Verschiedenheit des zu Ernährenden. Ernährt muß Alles werden, aber es kommt darauf an, in uns das Wichtigste zu pflegen. Die Speise der vernunftbegabten Seele ist aber, daß sie Vernunft übe: d. h. der Geist. Mit Geist ist die Seele zu speisen und zu pflegen mehr als der Körper mit Speisen. Der Geist gewährt uns ewiges Leben, ein gemästeter Leib aber macht die Seele an Seligkeit darben und mehrt nur das sterbliche Wesen, er raubt und erschwert unsterbliches Leben und entweihet uns, indem er die Seele verkörpert und in ihr Gegentheil herabzieht! Der Magnetstein beseelt das Eisen, wenn es ihm nahe kommt, und auch ein schweres Stück wird leicht gehoben, wie es dem Geiste des Steines sich nähert! Zur Gottheit aber, der körperlosen, geist-lebendigen erhoben, sollte man viel sich um Speise mühen, die den Leib auf Kosten des Geistes mästet, und nicht vielmehr seine leibliche Natur an wenig und leicht zu habendes gewöhnen, indem der Geist der Gottheit zugewandter ist, als das Eisen dem Magnet?! Wäre es möglich, so müßten wir auch vom Fruchtessen und der dadurch bedingten Arbeit lassen, aber das Sterbliche unserer Natur bringt das so mit sich. Wären wir, wie Homer von den seligen Göttern sagt:

„denn nicht essen sie Brod, noch trinken sie funkelnden Weines"

— und er sagt recht daran — denn die Speise ist eine Mitgift nicht nur zum Leben, sondern auch zum Sterben — wir wären um so glück-

seliger, als wir unsterblicher wären! Nun aber haben wir sterbliche Natur, aber wir wissen es nicht, daß wir uns durch deren Begünstigung sozusagen noch sterblicher machen, denn die Seele giebt, wie Theophrast sich ausdrückt, keinen geringen Miethzins für ihr Wohnen im Körper, sondern sie giebt sich selbst ganz und gar! Ja, wenn wir doch jenes mythische Leben ohne Hunger und Durst führen könnten, daß — man den schwindenden Körper beherrschend in Kürze bei den Besten wäre, in deren Gemeinschaft selbst Gott erst Gott ist! Doch wozu hierüber klagen unter Menschen, die so völlig umdüstert sind, daß sie ihr eigenes Verderben hätscheln und Haß hegen, erstens gegen sich selbst und gegen den, der ihr wahrer Vater ist, sodann auch gegen diejenigen, die sie erinnern und mahnen, aus ihrer Trunkenheit doch zu sich selbst zu kommen. Statt dessen also wird es besser sein, wir gehen zu dem Rest unserer Untersuchungen hiermit über.

21. Wenn man uns nämlich den von uns angeführten Gesetzgebungen gebildeter Völker die Nomaden, Höhlenbewohner und Fischesser gegenüber stellt, so übersieht man, daß sie dies aus Noth sind, da ihr Land keine Früchte erzeugt, sondern nur Sand und Dünen, nicht einmal Gemüse hervorbringt, sodaß sie zu jener Nahrung aus Noth greifen. Beweis dieser Noth ist, daß sie nicht einmal Feuer anwenden können aus Mangel an Brennmaterial, sondern sie dörren ihre Fische auf der Sanddüne oder auf den Felsen. Also sie thun das aus Noth.

Einige Menschenstämme aber sind wild und von roher Natur und daraus darf man billiger Weise keinen Maßstab hernehmen, das ganze menschliche Geschlecht zu beschuldigen. Wollte man danach gehen, so ließe sich nicht nur über das Thiereessen, sondern auch über Menschen-essen und über alle Bildung streiten. Massageten allerdings und Derbizen sollen, wie erzählt wird, diejenigen ihrer Angehörigen, welche eines natürlichen Todes sterben, für die unglücklichsten halten; deshalb tödten sie ihre Liebsten, wenn sie alt werden, opfern sie den Göttern und essen sie. Die Tibarener aber stürzen ihre anverwandten Greise lebendig vom Felsen; Hyrkanier und Kaspier aber überlassen sie, jene lebendig, diese todt, den Raubvögeln und Hunden zur Speise; die Scythen begraben sie lebendig und opfern diejenigen im Feuer, welche ihnen im Leben die Liebsten waren. Auch die Bactrer werfen die Greise schließlich den Hunden vor. Als Stasanor, Alexanders Statthalter, dies abstellen wollte, verlor er darüber fast die Herrschaft.

Aber gleichwie wir durch solche Beispiele uns nicht bewogen fühlen, die Humanität zu vernichten, so werden wir auch die aus Noth fleischessenden Völker nicht nachahmen, sondern vielmehr die frommen, die göttlich gesinnten. Denn ein böses Leben statt eines einsichtigen, weisen und guten, ist, wie Demokrates sagt, kein böses Leben, sondern vielmehr ein langes Sterben!

22. Es erübrigt noch, einige Zeugnisse einiger Männer beizubringen, welche des Thieressens sich enthielten. Eines ist allerdings auch der eben gehörte Einwurf!

Der älteste Gesetzgeber der Athenienser war Triptolemus. Ueber ihn schreibt Hermippos im zweiten Buch über die Gesetzgeber Folgendes: „Triptolemus soll den Atheniensern ihre Gesetze gegeben haben und Xenokrates, der Philosoph, sagt, daß von diesen in Eleusis noch diese drei bestehen: „Die Eltern ehren, den Göttern Früchte opfern und keine Thiere tödten.“ Zwei davon seien richtig gewesen, denn den Eltern, die unsere Wohlthäter seien, müsse man so viel als möglich vergelten; den Göttern aber zieme es sich, von dem, was sie uns zum Lebensunterhalt gegeben, die Erstlingsopfer zu bringen; bezüglich des Dritten aber untersucht er, was Triptolemus gemeint habe, als er kein Thier zu tödten geboten habe. Entweder, sagt er, war er überhaupt der Meinung, es sei etwas Abscheuliches, Wesen gleichen Ursprungs zu tödten oder er that es, weil gerade die Thiere, die am nützlichsten sind, von den Menschen zur Speise gebraucht werden. Um nun das Leben der Menschen zu sittigen, habe er versucht die zahmsten, die Hausthiere zu retten. Vielleicht auch, weil er die Götter durch Früchteopfer zu ehren geboten, wollte er diese Opferart sichern, durch das Verbot des Thiertödtens. Da nun Xenokrates diese und andere nicht sonderlich gewählte Gründe anführt, genüge uns von dem Allen dies, daß Triptolemus thatsächlich das Gebot gegeben! Später übertraten sie eben die Gesetze, als sie aus Noth und unfreiwilligen Vergehen, wie wir gezeigt haben, Fleisch aßen und zur spätern Gewohnheit herabsanken.

Auch das Drakonische Gesetz war so: „Ewiges Recht den Bewohnern Attikas, Herrscher für immer! Die Götter soll man und die einheimischen Herrn ehren, öffentlich nach dem ererbten Gesetz und privatim, nach Vermögen, mit heiligem Schweigen und Erstlingsfrüchten und jährlichem Opferkuchen!“ Indem das Gesetz vorschrieb, die Götter mit den Erstlingen der Früchte, die der Mensch genießt und mit Opferkuchen zu ehren. . . . .[109])

Anmerkungen.

Erstes Buch.

[1]) Der Titel des Buchs ist: *Περὶ ἀποχῆς ἐμψύχων*, d. h. „über Enthaltung vom Verzehr beseelter Wesen". Deutschen Ohren würde das klingen, als sei es gegen Kannibalismus gerichtet, gegen Menschenfresserei. Davon ist aber nicht die Rede. Die „Empsycha" sind eben die Thiere, denn Porphyr nahm mit dem ganzen Alterthum ein Beseeltsein der Thierwelt an, und zwar in dem Sinne, daß die Seele ein vom Körper unabhängiges Wesen sei, ein Theil gleichsam der Weltseele, aber eine eigenartige Selbstständigkeit und ewiges Sein bewahrend. Plato und Plotin standen auf dem Grunde der egyptischen, durch Pythagoras nach Griechenland verpflanzten Seelenwanderungslehre, wonach die Menschenseele durch die Thierkörper sich wandelt bis sie zur Rückkehr in den Himmel reif geworden. Hierin lag ein sehr starkes Motiv gegen die Sarkophagie, denn danach konnte man gelegentlich sogar seine Freunde, seines Vaters oder seiner Mutter Leib zu verzehren in die Lage kommen. Für Porphyrius kam dieses Motiv allerdings ganz in Wegfall. Er lehrte, daß die Thierseelen anderer Art als die Menschenseelen seien, obwohl ihnen parallel und mit ähnlichen Eigenschaften ausgestattet, denn auch sie seien nur durch die Weltseele. Die Thiere sind ihm also dem Menschen ähnliche, mit selbstständiger, unsterblicher Seele begabte Wesen, und diese sind zu denken bei dem Wort Empsycha, von deren Genuß sich zu enthalten ein Grundkapitel der pythagorischen — und neupythagoreischen — essenischen, neuplatonischen, speziell aber der porphyrianischen Ethik ist. Daß das Werk des Porphyr gewöhnlich kurz „de abstinentia" zitirt wird, hat die Folge, daß Unkundige unter diesem Titel etwas Anderes sich vorstellen, nemlich das „Fasten", im Sinne der Kirche etwa, womit es begreiflich gar nichts zu thun hat. Es wird auch sonst „de esu carnum" zitirt. Uebrigens vergleiche hierzu die Einleitung.

[2]) Firmus Kastrizius (III, 1), ein Freund und Studiengenosse des Verfassers in Rom, wie aus der vita Plotini sich ergiebt; er selbst lebte ohne Zweifel in Lilibäum in Sizilien.

[3]) *Παλαιὸν δόγμα καὶ θεοῖς φίλον*! Im zweiten Kapitel schon hieß der Vegetarianismus *πάτριοι φιλοσοφίας νόμοι*, für die sein Freund selbst geeifert habe: also er ist der alte historische Boden der Weisheit! Er gilt als herrschende Regel! Weiter unten erscheinen gewisse Peripatetiker, Stoiker und Epicureer nur als Ausnahmen! Vergl. Kap. 10.

[4]) u. [5]) Empedokles der Philosoph, nicht mit dem Großvater und Enkel gleichen Namens zu verwechseln, siehe Röth, Geschichte der griechischen Philosophie, II, 364, pythagorischer Philosoph in Agrigent um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Von ihm an wird der persische Dualismus in der griechischen Philosophie vorherrschend. Vergl. Röth a. a. O. III, 762.

[5]) Hesiodus „Werke und Tage" 275 ff.

[6]) Ilias 4, 35. Ausdruck der Wuth, vom Zorn der Here gebraucht.

[7]) Ilias 22, 347. Hier tobt Achilles gegen Hector:
„Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das Du mir brachtest".

[8]) Die Stelle ist lückenhaft, doch verständlich. Im Gegensatz zur Omophagie (Rohfleischfresserei) sei es menschlicher so zu verfahren, wie Telemach und Minerva, Odyssee I, 141:

„Hierauf kam der Zerleger und bracht' in erhobenen Schüsseln
Allerlei Fleisch und setzte vor sie die goldenen Becher".

Die Rohfleischfresserei war auch sonst im Alterthum als verabscheuenswerth anerkannt. Arnobius 5, 19: caprorum reclamantium viscera cruentatis oribus dissipatis! Ebenso sagt Firmicus: Vivum laniant dentibus taurum! Es ist dabei aber an das Verzehren des eben zerfleischten Thieres zu denken und dies gehörte zu den bacchantischen Orgien (Euripides, Bacchä, 139!) und spiegelte die ganze menschliche Naserei: Vergl. Jacob Bernays, die Heraklitischen Briefe, ep. 7, Z. 85: „*τὰ ζῶντα κατεσθίετε*" „von noch lebenden Thieren eßt ihr". Diese Omophagie hat Dr. Glück, ein Engländer, in seiner Art erneut, als er Suppe von frischem Blut in der Naturforscherversammlung zu Dresden 1868 empfahl. Vergl. Baltzer, Vereinsblatt für natürliche Lebensweise Nr. 5. S. 69. — Vergl. auch Röth II, 376.

[9]) Die „Sieben" sind die alten griechischen Denker, die ihre Weisheit in Sinnsprüchen niederlegten. Die Frechheit dieser Lügen könnte in Erstaunen setzen, wenn wir nicht heute dieselbe Erfahrung machten, daß die intelligentesten und angesehensten Männer der Wissenschaft von dem ganzen in Rede stehenden Kapitel so gut wie nichts wüßten. Man kann also nichtBöswilligkeit, sondern nur ein ungeheuer eingewurzeltes Vorurtheil anklagen, das uns fast Alle mit Blindheit geschlagen hat.

[10]) Dieser ergötzliche Grund der damaligen Medizin, welcher Plotin in seiner Krankheit nicht bewegen konnte Theriak einzunehmen,

existirt auch heute noch und ist in der Gestalt von Hundefett sogar volksthümlich, während die Griechen keine Hunde genossen (*οἱ Ἕλληνες οὐ κυνοφαγοῦσιν*).

[11]) Vergl. Kap. 21. und III, 27.

[12]) *ὁμοούσιοι*. Es giebt auch hier Anlaß zu einem Streit über Homousie und Homoiusie. Plato und seine Schule nehmen die pythagorische Lehre von der Gleichheit der Menschen- und Thierseele an, denn sie statuiren die Seelenwanderung unbeschränkt in Thier- und Menschenform. Porphyr würde die Aehnlichkeit behaupten müssen, denn er nimmt zwar die in der Weltseele begründete Wesensgleichheit auch an, doch aber so, daß eine Artverschiedenheit zwischen Thier und Mensch stattfindet und eine Wanderung der Seelen nur innerhalb jeder der beiden Sphären statt hat.

[13]) Dodekaden sind Dutzende von Schafen, und Hekatomben sind Hunderte von Ochsen, nemlich sofern sie den Göttern als Opfer gebracht werden.

Ἀπόλλων λυκοκτόνος. Ἄρτεμις θηροκτόνος. Ἡρακλῆς βουφάγος! Sieh da: „in seinen Göttern malt sich der Mensch."

[14]) Vergl. Strabo, 3. Buch: Gades; 8. Buch: Methone. Die „Säulen des Herkules" sind die ehernen Säulen im dortigen Tempel des Herkules.

[15]) Cyzikus an der Propontis, auf einer Insel dicht am Festlande.

[16]) Der treffende Ausspruch soll vom Antiphanes, einem Arzt in Delos, herrühren. Er leitet alles Uebel von der Complizirtheit der Nahrungsmittel her (*ἐδεσμάτων πολυειδία*) und er hat Recht. Clemens Alex. Paed. lib. II.

[17]) Die folgende Stelle ist aus Plato im Theätet. 127.

[18]) Plato, Phaed., 63, A. *ἑκάστη ἡδονὴ καί λυπὴ ὥσπερ ἧλον ἔχουσα, προςηλοῖ αὐτὴν πρὸς τὸ σῶμα καὶ προςπερονᾷ*. Vergl. Kap. 33. *ἧλος* ist ein schmückendes ehernes Beschläge, welches Verschiedenes fest zusammen geklammert hält.

[19]) *Νοῦς μὲν γάρ ἐστι πρὸς αὐτῷ, κἂν ἡμεῖς μὴ ὦμεν πρὸς αὐτῷ*. Es ist ein platonisch-plotinisches Grundprinzip, daß der Geist (*νοῦς*) das Unveränderliche sei, der Erzeuger der Seele (*ψυχή*), die selbst auch noch göttlich ist, aber das Mittelglied zwischen Weltgeist und Sinnenwelt bildet. Dem parallel sei auch der individuelle Geist und Seele aufzufassen. Das zweite sich scheidende „Wir" ist also unser Sinnenthum, jenes erste, unser besseres „Selbst". Unserm „Außer sich sein" und „Zu sich kommen" liegt dieselbe Vorstellung zu Grunde.

[20]) Anspielung auf Plato Theät. 127 und dessen Erzählung von Thales und seiner Magd. „Thrazierinnen" ist also hier so viel als Dienerinnen, „Dienstmädchen" nach heutiger Sitte.

[21]) Plotin lehrte, daß nicht nur die Weltseele eine doppelte sei, deren zweite auch Natur heißt (*ἡ λεγομένη φύσις ψυχὴ οὖσα*

γέννημα ψυχῆς προτέρας), sondern in Konsequenz dieser Ansicht faßte er auch die Menschenseele als eine doppelte (διττὸν) auf, die höhere lebe im Uebersinnlichen, die niedere im Sinnlichen. Dennoch hielt er an der höhern Einheit derselben fest. Vergl. Zeller, Philosophie der Griechen 3, 2, S. 483 und 516. So auch Porphyr, Plotin's treuer Interpret.

[22]) Seite 40, Zeile 14 von unten lies: sieht statt: flucht. de Röhr zitirt Epicharms berühmten Ausspruch: Νοῦς ὁρᾷ καὶ Νοῦς ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά. Es wäre wohl richtiger an jene „griechische Liebe" zu erinnern, über deren Verirrungen die Vergötterer des Plato keine andere Entschuldigung wissen, als „daß er eben ein Grieche war". Zeller a. a. O. 2, 1, 569. Es ist das nemlich nichts anderes als das Prinzip unseres modernen spezifischen Muckerthums wie es von einem Dr. Preuß in diesen Tagen in einem Gymnasium Berlins rehabilitirt werden sollte.

[23]) Einige von den Cynikern werden hier παντορεκται genannt. Mag das Wort παντ — ὀρεκται von (ὀρέγω, verlangen, auf etwas erpicht sein) oder παντο — ρεκται (von ῥέζω, thun) zu lesen sein, der Sinn ist klar: Cyniker glaubten aus dem Grunde, daß es gleichgültige Dinge (ἀδιάφορα) gebe, sich Alles erlauben zu dürfen. Die cynische Schule des Antisthenes war ein Zweig der sokratischen Philosophie und ging in ihren edleren Elementen durch Zeno in die Stoa über: Porphyr hat hier eben „einige" oder „gewisse Cyniker" vor Augen, d. h. den Auswuchs dieser Schule, etwa Menedemus und Menippus in der ältern Periode oder zeitgenössische Epigonen der Kaiserzeit, die wie jene z. B. Ehe und Familienthum für „gleichgiltig" erklärten.

[24]) „Fruchtesser" im Text steht μαζοφάγοι eigentlich Gerstenbrodesser, (Weizenbrodesser heißen ἀρτοφάγοι). Die Gerste war das Ueblichste im Volk; wir betonen daher das Wesentliche und sagen Fruchtesser. „Chikaneure" im Text συκοφάνται — Feigenzeiger; so hießen in Attika ihrer Zeit die Leute, welche aus Gewinnsucht, Rache u. s. w. denunzirten, wenn Jemand gegen das Verbot Feigen in das Ausland verkaufte. Daher heißt heute noch, auch bei uns, solches ränkevolle Gesindel jeder, auch der vornehmsten Art — Sykophanten.

[25]) Was man heut Epikureer nennt, sind Genüßlinge und haben nichts gemein mit Epikur. Dieser suchte den Menschen immer freier auf sich selbst zu stellen und schloß daher aus seiner Natur auf seine Bestimmung. Allerdings nahm er daher an, daß der Mensch zur Lust geboren sei, aber er fand die Lust in der Abwesenheit des Schmerzes und positiv nur im Geist, der seiner selbst bewußt mitten in der Zeit ewiges Leben lebt. Diese Unerschütterlichkeit des reinen Geistes (Ataraxie) wird auch nach ihm und seinen besseren Schülern durch unbedingte Herrschaft über die eigene Sinnen-Natur erworben. Dies bezog er speziell auch auf die Diät im engeren Sinne, siehe Kap. 49.

[26]) Epikurs Worte sind mit dem Texte hier nach Diog. Laert. Lib. X., wie de Röhr anführt, conform: *ὁ τῆς φύσεως πλοῦτος καί ὥρισται καί ἐυποριστός ἐστιν, ὁ δὲ τῶν κενῶν εἰς ἄπειρον ἐκπίπτει*, und ein andermal: *ὅτι τὸ μὲν φυσικὸν πᾶν εὐπόριστον, τὸ δε κενὸν, δυςπόριστον.* Bekanntlich hatte auch Sokrates dieses Motiv hervorgehoben. In unseren Tagen nimmt es eine sozial-wissenschaftliche Gestalt an. Vergl. Baltzer, Reform der Volkswirthschaft.

[27]) Nemlich des Hungers.

[28]) Auf Arzneimittel bezogen, und wenn es auch homöopathische wären, ist der Satz sinnlos; er kann — auch nach dem ganzen Zusammenhange — nur auf das Eine, was heilt und erhält, bezogen werden: natura sanat, die Natur allein heilt, sie allein auch erhält gesund, nemlich wenn wir ihr mit Verständniß und Konsequenz folgen. Siehe Baltzer, die naturgemäße Lebensweise.

[29]) „Frugalität" — ist nicht ein blos sparsames Mahl, sondern — von frux, die Frucht — eine Mahlzeit, wie der Fruchtesser sie liebt; im Texte steht *ἄσαρκος δίαιτα* — die fleischlose Kost.

[30]) Dies ist nicht die Meinung Porphyrs, sondern er disputirt hypothetisch. Vergleiche hierzu Kap. 28 und Anmerk. 37.

[31]) Die Welt hat leibliche Fortschritte in der Sarkophagie gemacht. Die Griechen aßen keine Hunde, Pferde und Esel — bei uns ist Pferdefleisch ein gesuchter Artikel — wie anfangs alles Fleisch — der Armen. Aber schon Diogenes soll das Rohfleischessen beliebt haben und behauptet, daß der Mensch ein Allesesser sei und auch das Menschenfleisch zur Nahrung verwenden dürfe, weil ja doch „Alles in Allem sei". Zeller a. a. O. 2, 1, 226. Vergl. oben Kap. 23. Die Stoa ging noch weiter!

[32]) Man vergleiche hiermit Hufeland's Makrobiotik.

[33]) Lücke im Text.

[34]) *Δί ἔργων ἡμῖν τῆς σωτηρίας, οὐ δὶ ἀκροάσεως λόγων ψιλῆς γενομένης!*

Zweites Buch.

[35]) Frugalität — wir brauchen den Ausdruck im vegetarianischen Sinne. Vergl. die Titelfrage, Anmerkung 1 und 29.

[36]) Vergl. Buch 1, Kap. 27.

[37]) Er disputirt nur hypothetisch. Nach Porphyrs eigener Meinung haben Athleten und Soldaten es nicht etwa nothwendig, Fleisch zu essen, sondern es wird ihnen nur nachgesehen; es ist ein Reizmittel für sie, wie man in England die Kampfhähne zuvor mit Fleisch reizt und die Soldaten — heutzutage mit — Schnapps enthusiasmirt!! Vergl. Anmerk. 30.

[38]) Theophrast, der vorzüglichste unter den Schülern des Aristoteles und nur wenig jünger als dieser, ein fruchtbarer Schriftsteller

und 3) Jahre Leiter der peripatetischen Schule in Athen, hat in einer seiner ethischen Schriften (*περὶ Εὐσεβείας*) eine Geschichte der Opfer gegeben, auf welcher Porphyrius hier fußt. Danach waren die einfachsten und unschuldigsten Opfer die ursprünglichen, die Thieropfer und zumal das Essen von Thieren das Spätere. Er ist selbst Feind der blutigen Opfer, will harmlose Opfer und mißt ihren Werth nicht an ihrer Größe, sondern an der Gesinnung des Darbringenden. Das war ohne Zweifel auch Aristoteles Lehre, den er nur interpretirt, wie Porphyrius den Plotin. Kap. 5—32 sind wesentlich Auszüge aus Theophrast, siehe Kap. 32 am Schluß.

[39]) Vergl. Ovid, Fast. 337 ff.

[40]) Im Griechischen Wortspiel: was man solchen Uebertretern der heiligen Opferregel that, wird mit dem vieldeutigen *ἄρομαι, ἄρω* ausgedrückt, was zusammenfügen bedeutet; man sagte aber auch *θάνατον ἀραρόντε* (Od. 16, 169), und in der That stand Todesstrafe darauf. Siehe unten. Das Aromata soll hier jedenfalls eine Ableitung in diesem Sinne finden; etymologisch ist sie richtig. — Die Sitte, wohlduftende Gewächse ꝛc. zu opfern, erzeugte den Ausdruck Euodie — Wohlgeruch, süßer Duft für die Götter — vom Opfer und bildlich vom Gebet.

[41]) Die Alten erwähnen öfter, daß die Menschen unserer Zone von Eicheln gelebt. Zum Beispiel wird den Lakedämoniern widerrathen, einen Einfall in Arkadien zu machen, es werde erfolglos sein, denn Arkadien habe viele tüchtige Krieger, und diese heißen „eichelessende Männer“:

Πολλοὶ ἐν Ἀρκαδίῃ βαλανηφάγοι ἄνδρες ἔασιν,
Οἵ σ' ἀποκωλύσουσιν. Paus. Arkad. Cap. 1. „*Ἄλις δρυός*“.

Man soll später die Bitterkeit der Eichel vermieden und allerlei Nüsse an deren Stelle gesetzt haben, welche Zeus-Eicheln, Jovis-glandes, genannt wurden. cf. de Röhr ad h. l.

[42]) Die Gerste (*κριθή*) und das Gerstenbrod (*μάζα*) scheint, wenigstens in Griechenland, das lang herrschende gewesen, das Weizenbrod (*ἄρτος*) erst später gekommen zu sein. Vergl. Baltzer, Pythagoras, S. 105. 108.

[43]) Das Halten auf Geringfügigkeit der Opfer war nicht nur bei Theophrast und Aristoteles, sondern auch bei Pythagoras zu finden. Baltzer, Pythag. S. 78.

[44]) Siehe II. Kap. 5. Aromata.

[45]) Die griechische Sprache gestattet den vortrefflich prägnanten Ausdruck *κακόθεοι* dafür. (Man bittet, den Text so zu berichtigen: „. . . mehr selbst schlecht waren, als daß sie schlechte Götter hatten“.)

[46]) Hesiod, Werke und Tage, 133 ff.

[47]) Es sind die Taurier, ein Stamm der Skythen, gemeint, bei denen Menschenopfer üblich waren.

[48]) Diese sehr alten Feste der Diospolien hießen daher auch Bouphonien, Rinderfeste. Uebrigens vergl. II., 29.

49) Man schrieb auch den Pflanzen Leben zu und — Seele, z. B. Indier, Manichäer u. A.

50) Homer, Ilias, 9, 154.

51) Der schreckliche „Heide“ und „Christen-Feind“ Porphyrius plaidirt hier also schlagend für die Prinzipien Jesu. Vergl. das Scherflein der Wittwe, Marc. 12, 42.

52) Theopompus, der griechische Geschichtschreiber aus Chios im 4. Jahrhundert v. Chr., Fortsetzer des Thukydides, wegen seiner strengen Wahrheitsliebe von Späteren als ungerecht geschildert.

53) Antiphanes, der fruchtbare attische Komödien-Dichter im 4. Jahrhundert v. Chr.

54) Menander, ebenfalls berühmter attischer Lustspiel-Dichter, ein wenig später als Antiphanes.

55) Hesiod, Fragm. 169. cf. de Röhr ad h. l.

56) Korybanten, Kureten, sind die alten Priester des Zeus in Kreta. Dieser aus Aegypten stammende Kultus hatte von hier aus sich nach Delphi und über ganz Griechenland verbreitet, aber in republikanischer Freiheit beziehungsweise Entartung bis zur Omophagie. Siehe Röth II., 356 ff.

57) Es ist richtig, daß das „Brandopfer“ zu der ältesten Opferart der Hebräer gehörte, obwohl auch bei ihnen die unblutigen Opfer das Ursprüngliche waren. Siehe Winer, Realw., unter „Opfer“, wo auch er u. A. sagt: „die Geschichte lehrt, daß der Mensch von vegetabilischer zu animalischer Kost fortgeschritten ist“ S. 177. Das Brandopfer bestand darin, daß das Opferthier im Tempel geschlachtet und alle genießbaren Theile verbrannt wurden. Daher hieß es *ὁλόκαυστον* (hebräisch ohla), das „ganz zu Verbrennende“, konnte also keine Schmeichelei der Gaumenlust sein, wie die sonstigen Thieropfer. Daß auch Menschenopfer fielen, ist bekannt, vergl. Ghillany, die Menschenopfer der Hebräer. Ursprünglich mögen sie nur Nachts gebracht sein, aus dem hier angegebenen Grunde, einem schönen Spiegel des Gewissenskampfes, den der Uebergang vom reinen Opfer zum blutigen überhaupt gekostet hat.

58) *τοὺς λογιωτάτους πάντων Αἰγυπτίους.* Das *λόγιος* der späteren Griechen ist unser „gebildet“ und „gelehrt“ in Eins genommen, hat aber, wo es mit Nachdruck gebraucht wird, immer den Kern des weise-, des vernünftig-seins. So nennt Aristoteles den Theophrast *λογιώτατον.* Wie wir nun unter den „Alten“ Griechen und Römer verstehen, so verstehen die Griechen darunter die Aegypter, die gelehrtesten und weisesten unter Allen, — wenn das auch der O. Müller'schen Schule ein Greuel ist.

59) *Λυκαῖα,* das arkadische Fest des lykäischen Zeus, das Vorbild der bekannten römischen Luperkalien. Röth II. 373, und unten III., 17. Chronos, der Zeitgott, der alles verschlingende, dessen Frevelthaten (*ἄθεσμοι πράξεις*) den Griechen wohl bekannt waren, forbert (nach

menschlichem Wähnen) natürlich solche furchtbare Sühnopfer. Ihre Wurzel ist Amoun, cf. Röth a. a. O. I., Not. 95.

60) αἷμα ἐμφύλιον. Nicht, wie man wohl gemeint, das Opfern der Feinde, der Fremden, gab Anlaß zum Menschenopfer, sondern sein Grundgedanke ist, daß es ein Opfer vom „eigenen Stammblut", ἐμφύλιον αἷμα, sei!

61) Es ist zu bemerken, daß das bezüglich der „Pythagoreer" (den nicht eingeweihten Schülern des Pythagoras, den Exoterikern) ganz richtig ist, auch sofern Pythagoras nicht nur ohne Zweifel in Delos war (Röth II, 356 ff.), sondern der delische Kultus ebenfalls von Aegypten stammte. Nicht richtig aber würde es verstanden werden, wenn man es auf die „Pythagoriker" (die eingeweihten Schüler des Pythagoras, die Esoteriker) bezöge, die überhaupt kein Fleisch, am allerwenigsten Opferfleisch aßen. Vergl. Baltzer, Pythagoras, S. 110.

62) Vergl. Anmerkung 48. Text, S. 55.

63) Vergl. II., 10. S. 55.

64) Es ist der Abschnitt Kap. 5 — 32 gemeint. Siehe Anmerkung 38 und Kap. 5 am Schluß, S. 52.

65) Nach dem Zusammenhange ist Pythagoras gemeint, zu dem der Inhalt des Kapitels vollständig paßt. Vergl. Baltzer, Pythagoras.

66) Vergl. II., Kap. 2—4, S. 51 ff.

67) Der Aegypter, nämlich Plotin, siehe Einleitung.

68) Das lehrt auch Pythagoras, Cic. de Senect. 21. Porphyrius' Versuchung zum Selbstmord lag ohne Zweifel vor der Abfassung des Buchs. Vergl. die Einleitung.

69) Für die erstgenannten unschuldigen Göttergaben oder Opfer sagte man θύειν und davon abgeleitete oder damit zusammengesetzte Worte; für die blutigen Opfer aber ἔρδειν (machen, herrichten) verbunden mit einem Wort für das Brandopfer, wie Hom. Ilias I. 315:

„Drauf hieß Atreus Sohn sich entsündigen alle Achäer.
„Und sie entsündigten sich und warfen in's Meer die Befleckung,
„Richteten dann für Apollo vollkommene Sühnhetakomben
„Muthiger Stier' und Ziegen am Strand des verödeten Meers her,
„Und hoch wallte der Duft in wirbelndem Rauche gen Himmel."

Oder ebenda 2, 305:

„Rings um den Quell herrichteten wir den unsterblichen Göttern
„Auf geweihten Altären vollkommene Festhetakomben."

70) Vergl. Matth. 11, 16 al. und überhaupt die Parallele Jesu. Baltzer, Leben Jesu.

Drittes Buch.

71) [Zum Schluß des 3. Kap. im 3. Buch, S. 83.] Daß die Vögel nicht nur geistbegabt sind, sondern auch eine den Menschen

verstehbare Vogelsprache reden, ist weitverbreiteter Glaube der alten Welt. Vergl. Baltzer, „Aus der Edda“ S. 56 ff. und Erläuterungen S. 170 ff.

[72]) Die Schlangen gelten als heilige und folglich wunderthätige Wesen. Auch bei unseren Vorfahren war dies der Fall; vergl. Simrock, deutsche Mythologie, S. 385; 514 al.

[73]) Man unterschied fünf Mundarten der griechischen Sprache. Daß diese die „menschliche“ hieß, liegt im griechischen Bewußtsein der Erhabenheit über alle anderen Völker, welche „Barbaren“ heißen.

[74]) Diese und ähnliche Thatsachen waren im Alterthum wohlbekannt. Stellen bei de Röhr, ad h. l.

[75]) Geier? *κρέξ* — vermuthlich der Geier, weil dieser der Athene-Neïth von Alters her heilig war. Siehe Röth a. a. O. I., Anmerkung 90.

[76]) Dunkele Stelle, von der Reiske sagt: locum hunc non intelligo: *ὡς δὴ καὶ ἡμῶν τὸν λόγον ὀν φύσει κεκληρομένων, ἐι καί τινα τίθεμεν τῶν ὀνομάτων αὐτοὶ διὰ τὸ καὶ πρὸς τοῦτο ἐπιτηδείως ἔχειν κατὰ φύσιν.* Der Sinn scheint zu sein: obwohl wir unsere Vernünftigkeit erst der Erziehung verdanken, thun wir doch allerlei von Natur, was auch „vernünftig“ heißen kann. Sachlich erläutert sich die Stelle unten Kap. 10.

[77]) Porphyr und seine Schule unterscheiden, wie die Stoa, den *λόγος ἐνδιάθετος* (wesentlich innewohnende Vernunft) und *λόγος προφορικός* (die sich z. B. durch die Sprache offenbarende Vernunft, nach Aehnlichkeit der altägyptischen Lehre vom verborgenen Gott (Amoun) nnd dem sich (vierfältig) offenbarenden). Vergl. oben III., Kap. 2.

[78]) Aristoteles schrieb viele beschreibende und untersuchende Werke über die lebenden Wesen, namentlich *περὶ τὰ ζῶα ἱστορία*, eine vergleichende Anatomie und Physiologie; *Ἀνατομαὶ*, anatomische Beschreibung der Thiere; *περὶ ψυχῆς*, über das Seelenleben, und viele andere, u. A. auch *περὶ μακροβιότητος καὶ βραχυβιότητος* — über Kurz- und Langlebigkeit —.

[79]) Porphyr vermuthet ganz richtig. Die heiligen Bilder der Aegypter waren, wie die Zahlen des Pythagoras, reine Begriffszeichen. Siehe Baltzer, Pythagoras.

[80]) Daher die Luperkalien, siehe Anmerkung 59.

[81]) Porphyr unterscheidet sorgfältig seine eigene dogmatische Ansicht von der der „Alten“ und führt letztere nur an, um die psychologische Wahrheit herausfühlen zu lassen. Das Zitat am Schluß des Kapitels findet sich im Aeschylus, Prometheus 438 ff.

[82]) Vergl. I., 21.

[83]) Hesiod, Werke und Tage, 117.

Viertes Buch.

[84]) Dikaearchos aus Messina, Schüler des Aristoteles im 4. Jahrhundert v. Ch., auch als Mathematiker und Philosoph bekannt.

[85]) Hesiodus, Werke und Tage 116 ff.

[86]) Vergl. II., 5.

[87]) Lykurg, Spartas Gesetzgeber im 8. Jahrhundert vor Chr. Die bez. Chronologie siehe z. B. bei Max Duncker, Geschichte des Alterthums III., 352. Anmerkung. Zu diesem Kapitel vergleiche Plutarchs Leben des Lykurg.

[88]) Der Medimnos wird auf $^{15}/_{16}$ Berliner Scheffel berechnet. Der Mann hatte die Pflicht für Kinder und Hausgenossen zu sorgen.

[89]) Die Mine wird auf $22^{1}/_{2}$ Thlr. unseres Geldes berechnet. Zehn Minen = $^{1}/_{6}$ Talent = 225 Thlr.

[90]) Der Kothon, ein unburchsichtiger Becher mit breitem Boden, engem Hals und einwärts gebogenem Rande, *κωθωνίζειν*, bechern, zechen.

[91]) Plutos, der Gott des Reichthums.

[92]) Cicero, Tuskulan. 5, 98 nimmt die erste Bedeutung an.

[93]) Die Choe (*χοή, χοῦς*) wird auf 3 Quart berechnet.

[94]) Die Mine (cf. 89) als Gewicht ist ohngefähr ein Zollpfund.

[95]) Das Schulmeistern war in der Regel Sache der Sklaven.

[96]) Die Stellung des Priesterthums war im Alterthum eine ganz andere als heutzutage, es war überhaupt der Stand der Gelehrten; insbesondere Staatskunst und Medizin war auch ihr Beruf; bei den Aegyptern war das absolut der Fall, in Griechenland löste sich diese Fessel allmälig auf. Vergl. Baltzer, Pythagoras.

[97]) Vergl. Kap. 8 am Schluß.

[98]) de Röhr erinnert nach Stellen der Alten daran, daß es für unanständig galt, die Arme außerhalb der Toga zu haben.

[99]) Vergl. II., 11.

[100]) *μοσχοσφραγισταί*, Kalbschlächter. Es war eine förmliche Wissenschaft wie die Astrologie u. a

[101]) Auch hier erkennt man die Spuren des pythagoreischen Exoterismus und Esotorismus.

[102]) [Zu S. 113, Kap. 8 am Schluß:] Chaeremon, Kap. 6 im Eingang.

[103]) Den Griechen, mit Ausnahme der Pythagoriker, ging die Geheimlehre der Aegypter alsbald verloren, wie sie in Aegypten selbst verfiel und den Thierdienst, gleichsam die Hülse, aus welcher der Schmetterling entflogen, zurückließ. Die Griechen nahmen dann die Ideen in ihrer Vereinzelung auf und bildeten sie um. So auch die hier erwähnten. Die Aegypter hatten nicht zwei Prinzipien, sondern Eines

(Amoun, Ammon, die verborgene Weltwesenheit) in viergestaltiger Offenbarungsform, nämlich als Geist, Stoff, Raum und Zeit. Siehe Baltzer, Religionsgeschichte, Aegypter.

[104]) Daß diese Elemente in Aegypten im Kultus vorwiegend waren, darf nicht wundern, da, abgesehen von der Tradition, der Sonnengott und der Nilgott — Feuer und Wasser — als die Hauptfaktoren allen Lebens erscheinen.

[105]) Die Proben des Porphyr zeigen, daß er wohl eine Ahnung der tiefern Bedeutung hatte, daß aber die volle Einsicht ihm und seiner Zeit bereits abging. Diese Einsicht konnte erst mit der Lesung der Hieroglyphen wiederkehren und erst nach herkulischen Arbeiten der Erschließung dieses Alterthums ist das möglich was Porphyr sagt. Roeth's Geschichte der Philosophie ist solch ein Werk. Auf ihm fußt unsere „Religionsgeschichte" und „Pythagoras".

[106]) Es ist der Arbeitsstaub gemeint, nicht der Schmutz der Indolenz.

[107]) Zu verstehen im Gegensatz zum Luxus der Moden.

[108]) Ποηφαγοῦντες. Die blinden Gegner des heutigen Vegetarianismus nehmen in ihrem Fanatismus oder Unkunde an, daß wir Vegetarianer von „Gemüse" lebten, sie spotten über die „Ritter vom Gemüse" und über die „Grasfresser". Sie können hier lernen, daß man schon vor Jahrtausenden wußte, daß wir Menschen keine Grasfresser sind, wenn sie auch unsere anatomischen und physiologischen Beweise dafür, daß wir Fruchtesser sind, nicht hören mögen. Sie haben es selbst zu büßen. Vergl. Baltzer, die natürliche Lebensweise.

[109]) Selachien = Knorpelfische, cartilaginea, von Aristoteles so wegen ihres phosphoreszirenden Glanzes (σελας) benannt. Das Verzeichniß reiner und unreiner Thiere siehe Mos. III., 11.

[110]) Der Komiker Menander, Schüler des Teophrast, Athenienser, sehr fruchtbarer Dichter, unter den Komikern der berühmteste, lebt 342—290 v. Chr. Es sind nur Fragmente erhalten.

[111]) Zodiakus, der Thierkreis am Himmel, Indiern, Chinesen, Aegyptern u. s. w. übereinstimmend schon in ältester Zeit bekannt.

[112]) Bardesanes aus Edessa, der Gnostiker, wie man annimmt; der „Cäsar" würde Antoninus Pius (138—161) sein, von dem berichtet wird, daß um seiner Gerechtigkeit willen Gesandtschaften der Bactrer und Hyrcanier in Rom erschienen.

[113]) ςτολὴ — stola — ist jede Rüstung, jedes Kleid u. s. w.

[114] Der nachfolgende Chor ist aus einem seiner untergegangenen Werke: der Chor der Alten vertritt in der Tragödie das öffentliche Gewissen! Wir haben also hier ein herrliches Zeugniß vor uns!!

115) Zagreus, Beiname oder anderer Name des Dionysos oder Bachus; über die Bachanalien, bei denen das Thier lebend zerrissen und sofort roh verschlungen wurde, siehe oben Anmerkung 8.

116) Homer, Ilias, 4, 147.

117) Hesiod, Werke und Tage, 595.

118) [Zu S. 126 unten:] Homer, Ilias 5, 341.

119) Zu S. 128 am Schluß: 119 statt 109). Leider bricht der erhaltene Text mitten im Satze ab. Wie Schade, daß uns die Reihe einzelner Männer solchen Geistes nicht weiter vorgeführt wird.